Familie Schaller.

Roman in zwei Bänden

von

Adolf Glaser.

Zweiter Band.

1857.

Prag & Leipzig.

Verlag von J. L. Kober.

Druck von Friedrich Rohlíček in Prag 1857.

Erstes Kapitel.

Am folgenden Morgen erwachte Richard spät, und bevor er sich noch auf die Erlebnisse des vergangenen Tages wieder recht besinnen konnte, fiel sein Blick auf einen Brief, der vor ihm auf dem Tisch lag. Sein Schlaf war so fest gewesen, daß er das Eintreten des Kellners nicht gehört hatte, und dieser war, ohne ihn zu stören, leise wieder hinweggeschlichen.

Hastig, als wollte er seine Gedanken schnell an einen bestimmten Gegenstand hängen, griff er nach dem Brief und brach ihn auf. Er war von Marie und enthielt Folgendes:

„Schloß Locznitz an der polnischen Grenze.

Es befremdet den Vater, daß Du ihn so lange ohne Nachricht von Dir läßt und er trägt mir auf, Dir einen recht warmen schwesterlichen Brief zu

wieder lieben. Damals gelobte ich, nicht länger zu verzagen und festzuhalten am Glauben an Gott, und an der Liebe zu denen, die er zu meiner Rettung gesendet hatte. Sieh' Richard, ich habe es gefühlt, was uns Noth thut in den Augenblicken der tiefsten Verlassenheit. Vertrauen auf Gott und Liebe, wahre, reine Liebe zu allem Schönen und Guten, darin er sich offenbart. Dann kosten wir jede menschliche Freude inniger, dann bleiben wir aufrecht in den Stunden der Trauer und entfernen uns nie von der Würde, zu der wir bestimmt sind. — Ich freue mich wie ein Kind, daß wir nun hier in der friedlichen Stille des einsamen Schlosses wohnen. Wenn Du kommst, wird es Dir auch gefallen. In einer großen Stadt möchte ich nicht leben. Wenn ich so hinausblickte in den Wucht von Thorheit und Lärmen, wo sie alle an einander vorüber gehen und die Gleichgiltigkeit und Lieblosigkeit jedem aus den Augen spricht, wo die Selbstsucht die Menschen trennt und nur Eitelkeit oder Genußsucht sie wieder zusammenführt, so sehnte ich mich hinaus nach Orten, wo es noch wahre Menschen gibt, die aus innigem Wohlwollen und Achtung ihres bessern Theils unter einander verbunden sind. Ach, der Vater hat wol Recht! Jemehr die Menschen sich von der Einfachheit der

Natur entfernen, je weiter sich die Genüsse und Bedürfnisse ausbreiten, um so weniger Zeit behält man übrig, um zuzunehmen an der Empfänglichkeit für edle Empfindungen, die doch allein im Stande sind, uns wahrhaft zu beglücken und stark zu machen gegen das Unglück. In sich einkehren will dort keiner mehr, nur immer weiter die Begriffe und Kenntnisse ausdehnen, und so geht ihnen das Leben dahin, ohne daß sie wahren Genuß kennen lernten. Selbst will jeder Alles sein, selbst sein Geschick erschaffen, selbst sich sein Glück denken und im Unglück in sich selbst Trost finden. Und diese Selbstsucht ist nichts weiter, als eben der Hochmuth, der das Paradies reiner Menschheit vergiftet. — Aber was will ich denn? Wo gerathe ich hin? Sonst sah ich nur die Blumen und bunten Schmetterlinge, wie sie helle Sonnenstrahlen einsaugen und prangen und die Menschen mit Duft den Glanz erquicken, und jetzt erkenne ich überall und Wurm und den Mehlthau auf Blatt und Blüthe. So schauen wir zwar überall in die Welt und die Welt ist immer dieselbe, gleich dem Gott der sie geschaffen hat, aber wir sehen sie so, wie sie sich in uns spiegelt und erkennen sie nur durch unsere eigene wankende Auffassung. — Bewahre Dir darum den heitern Sinn, mein Bruder, und genieße die unum=

wölkten Tage, aber vergiß auch dabei derer nicht, denen es Freude ist, Theil zu nehmen an Deiner Freude. Theile mir deine Empfindungen stets offen mit wie bisher, verbirg mir nichts, und denke bei Allem, was Du beginnst, daß ich meinen Theil davon fordere als Zoll Deiner brüderlichen Liebe." —

Als Richard diesen Brief gelesen hatte, ergriff ein Gefühl unnennbaren Heimweh's sein Herz.

„O, daß ich das früher gelesen hätte!" rief er schmerzvoll aus, legte den Brief vor sich auf den Tisch, bedeckte das Gesicht eine Weile mit beiden Händen und sah hierauf tief erschüttert, mit Thränen in den Augen, vor sich hin. „Aber," fuhr er fort, „ich will diesen Brief von nun an immer bei mir tragen, auf meinem Herzen soll er ruhen, als ein Talisman und mich schützen vor jeder neuen Versuchung."

Richard nahm sich vor, an diesem Tage keinen Besuch bei Aurora zu machen. Er ging nach der Kunstakademie und betrachtete dort das herrliche Bild Tizian's, „die Himmelfahrt der Maria." Andächtig und bewundernd sah er, wie zwischen den anbetend nachblickenden Jüngern und den freudig sich herabneigenden Himmelsschaaren die Gestalt der Jungfrau

schwebte, emporgehoben von inniger Sehnsucht nach der Vereinigung mit ihrem göttlichen Sohne.

Nachmittags schon fühlte er sich durch den Gedanken beunruhigt, daß sein heutiges Wegbleiben bei Aurora offenbar unpassend sei, und kaum war die gewöhnliche Stunde erschienen, als er sich auf dem Wege zur Piazetta befand, woselbst er alsbald Lazzaro antraf und die Gondel bestieg.

Der gewandte Gondolier frug nicht, sondern schlug die gewöhnliche Richtung ein und bald befand sich Richard im Salon, wo er bereits einige der gewöhnlichen Gäste antraf.

Eine leichte Röthe überflog Aurora's Gesicht, als sie ihn eintreten sah. Ihr Blick suchte zärtlich den seinigen und obgleich ihn bei ihrem Anblick zuerst ein leichtes Frösteln überlief, so erschien sie ihm doch von Neuem so reizend und liebenswürdig, daß er hingerissen wurde von der unwiderstehlichen Gewalt ihrer Schönheit.

Als die Gesellschaft eine Weile versammelt war, bemerkten einige der anwesenden Herren mit Befremden, daß Fürst Makonski noch nicht zugegen sei. — Aurora's Mutter entschuldigte sein Ausbleiben und setzte mit geheimnißvollem Lächeln hinzu, daß die

Anwesenden bei seiner Ankunft eine kleine Ueberraschung erwarte.

Jedermann außer Richard wußte, was sie darunter verstand und man beeilte sich ihr und Auroren Glück zu wünschen.

Als Richard dieß gewahr wurde, erkundigte er sich genauer und erfuhr nun von Aurora's Mutter, daß die Verlobung ihrer Tochter mit dem Fürsten Makonski heute erklärt werden solle.

Kaum hatte er dies vernommen, als er sich erhob und in heftige Bewegung gerieth. Sein Gesicht glühte und seiner selbst nicht mächtig, suchte er Aurora mit angstvollen Blicken. Aber diese, die alles, was zwischen Richard und ihrer Mutter verhandelt worden war, genau beachtet hatte, eilte auf ihn zu, faßte ihn bei der Hand und führte ihn in ein entlegenes Zimmer, wo sie ihn bat, sich zu ihr zu setzen und sie ruhig anzuhören. Richard war zu heftig erregt, um auf ihre Erklärung warten zu können. Er stellte sich vor sie hin und indem er sich bemühte, ruhig zu erscheinen, sagte er mit gepreßter Stimme: „Lassen Sie mich Ihnen eine einzige Frage vorlegen, von deren Beantwortung jetzt Alles für uns abhängt. Ist die Nachricht wahr, die mir Ihre Mutter soeben mitgetheilt hat?“

Aurora erschrack vor dem wilden Feuer, das in seinen Augen glühte. Sie stand auf und indem sie sich an ihn anschmiegte, flüsterte sie: „Hören Sie, mein Freund, und glauben Sie, daß ich nur Sie liebe und sterben würde, wenn Sie mich verließen."

Der junge Mann suchte sich von ihr loszumachen, und halb abgewendet wiederholte er: „Beantworten Sie meine Frage: Sind Sie im Begriffe sich mit dem Fürsten Makonski zu verloben?"

„Er weiß, daß wir uns lieben," entgegnete halblaut und zitternd Aurora.

Diese Worte machten auf Richard einen niederschmetternden Eindruck. Sein erstes Gefühl war ein unendliches Weh; er fühlte sich gekränkt in tiefster Seele, da er zum Erstenmale sein Empfinden in schlauer Berechnung entweiht und mißbraucht sah. Er preßte beide Hände vor das Gesicht und schluchzte laut. Weinend sank Aurora an ihm zu Boden und indem sie ihr Gesicht an seine Knie preßte, flehte sie:

„Vergeben Sie mir, wenn Sie leiden; ich glaubte, daß Ihnen Alles bekannt sei und hatte nie die Absicht, Sie zu betrügen. Ich liebe Sie mehr als mein Leben und wenn Sie mich verlassen, so werde ich als seine Gattin das unglückseligste Geschöpf auf der Erde sein."

Richard schwieg. In seiner Brust gährte es; denn die Wehmuth wechselte mit Zorn und Verachtung, da er seine männliche Ehre zum Spielball entwürdigt fühlte.

Aurora hoffte, seine Aufwallung werde rasch vorübergehen und fuhr fort: „Fürst Makonski war mir zum Manne bestimmt, ehe ich zu empfinden fähig war, diese Ehe ist eine Sache der Konvenienz, aber er selbst weiß es, daß ich ihm wohl meine Hand, nicht aber mein Herz geben werde, dessen Besitz er gar nicht verlangt.

Richard hatte in seiner Wuth diese letzten Worte kaum mehr verstanden; seine Verachtung war auf's Aeußerste gestiegen. „Schlange," rief er, „elende Buhlerin!" und als wolle er sich vor dem Gift ihrer Worte schützen, stieß er sie so gewaltsam von sich, daß sie heftig mit dem Kopfe auf den Boden schlug. Kaum war dieß aber geschehen, als er seine übermäßige Heftigkeit schon wieder bereute und der schönen Sünderin hilfreich seine Hand reichte. Aurora war vom Falle leicht am Kopfe verwundet und ihre Kleidung in Folge der heftigen Szene in Unordnung gerathen.

„Mißhandeln Sie mich, Grausamer!" rief sie leidenschaftlich aus. „Schlagen Sie mich, treten

Sie mich mit Füßen, aber verlassen Sie mich nicht;" und sie klammerte sich aufs Neue an ihn an.

Richard's Zorn hatte sich etwas gelegt. „Können Sie glauben," entgegnete er, „daß ich im Stande wäre, auch dann, wenn ich meine Verachtung zur Gleichgiltigkeit stimmen und über ihre Untreue hinwegsehen könnte, dem Fürsten, als Ihrem Verlobten, gegenüber zu stehen? Lassen Sie mich, oder ich stehe Ihnen nicht dafür, daß ich ihm sogleich Alles eingestehen und ihm die Genugthuung anbieten werde, die ich ihm als Mann von Ehre schuldig bin."

„Verbannen Sie diese thörichten Begriffe eines übertriebenen Ehrgefühls," entgegnete Aurora. „Glauben Sie etwa, es sei dem Fürsten entgangen, daß wir uns lieben? Ein öffentlicher Schritt würde nichts bewirken, als Sie der Lächerlichkeit Preis zu geben."

„Großer Gott!" rief Richard entsetzt aus, „das können Sie mir sagen! Ihm wollen Sie sich verloben und mir gestehen Sie, daß Sie mich lieben! Wissen Sie es denn nicht, daß Sie damit einen doppelten Meineid begehen? Begreifen Sie denn diese bodenlose Schlechtigkeit nicht?"

„In Ihrer kalten Heimat mag man nach Regel und Pflicht sein Herz verschenken," erwiederte Aurora, „hier überläßt man es frei seiner Wahl und

die meinige ist von dem Augenblicke, als ich Sie sah, auf Sie gefallen."

Richard wollte nichts weiter hören und drängte ungestüm nach dem Ausgange des Palastes. Aurora hing sich an ihn und hielt ihn zurück, indem sie ihn mit Liebkosungen und Schmeichelreden zu gewinnen suchte.

In diesem Augenblicke langte Fürst Makonski an und suchte seine Braut auf. Richard benutzte die Gelegenheit und eilte rasch hinweg, als jener eben eintrat.

Der Fürst sah ihm verwundert nach, zuckte die Achseln und wollte der aus Verdruß und Wuth weinenden Aurora den Arm reichen, um sie nach dem Salon zurückzuführen. Sie entzog sich ihm, um in einem anderen Zimmer ihre derangirte Toilette zu ordnen. Der Fürst folgte ihr dorthin und beschäftigte sich um sie wie ein besorgter Vater. Richard hatte sich, in seinen Mantel gehüllt, in der Gondel niedergelegt. Sein Kopf glühte, obgleich die scharfe Winterluft kalt über das Wasser strich. Das Blut kochte ihm noch immer, so oft er dem Gedanken nachhing, daß die schöne Sirene ihm die entehrende Stelle eines Günstlings zugedacht hatte, an dessen Liebe sie sich verstohlen zu erfreuen gedachte, wäh-

rend sie sich öffentlich dem Fürsten verband, um dessen Titel und Reichthümer zu erben.

Indem er Mariens Brief fester an sein Herz drückte, sagte er halblaut vor sich hin: „Wie viel besser ist es doch in unserm kälteren Deutschland, wo zwar kein ewig heiterer Himmel lacht, wo aber die Frauen doch Herzen in der Brust haben, die edel empfinden und niedrige Gesinnung verachten.“

Am folgenden Morgen erhielt Richard in aller Frühe einen Brief von Aurora, worin sie ihn beschwor, sie zu besuchen. Sie versicherte ihn darin mit den leidenschaftlichsten Ausdrücken ihrer Liebe und betheuerte, daß sie ohne seine Gegenwart sich als die Braut des Fürsten höchst unglücklich fühlen würde.

Richard konnte diesen Widerspruch in der Seele der jungen Italienerin nicht begreifen. Daß sie in der Ehe nur eine gesellschaftliche Rücksicht sah, die mit der Naturnothwendigkeit der Liebe durchaus nicht verbunden sein müsse, war ihm ein Räthsel. Nach seiner Anschauung ging das ideale Verhältniß der Liebenden in das reale der Ehe über, und beide durchdrangen sich zum wahren Lebensglück; da er aber weder in der Ehe blos die Bequemlichkeit und das Herkömmliche des äußern Lebens, noch in der

Liebe nur die Befriedigung des sinnlichen Bedürfnisses suchte, so schien ihm das Nebeneinanderbestehen derselben unmöglich. Er warf den Brief heftig von sich hinweg und beschloß, da ohnedem das Weihnachtsfest, zu dem er auf Schloß Locznitz zu sein versprochen hatte, herannahte, Venedig so bald als möglich zu verlassen.

Die wenigen Tage seines Aufenthalts bis zur Abreise genügten, um ihm die Lagunenstadt ganz anders erscheinen zu lassen, als vorher.

Keine andere Stadt ist so geeignet, in ihrer Erscheinung den Wiederschein der Stimmung des Beschauers zu geben; denn während die geschäftige Phantasie mit Leichtigkeit an den überall vorhandenen großartigen Resten, die noch keineswegs den Charakter der Ruine tragen, die Zeit des Glanzes und der Pracht wiedererstehen lassen kann, erscheinen sie dem kälteren oder verstimmten Beobachter als ein trauriges Bild zerfallender Herrlichkeit, oder wie eine der Zerstörung anheimgefallene Leiche, die noch dieselben Züge wie im Leben trägt, aus der aber der belebende Geist längst entwichen ist.

Als Richard angekommen war, trugen die wenigen Gärten der Stadt und die umliegenden Inseln

noch das buntfarbige Gewand des Herbstes, während nun alles kahl war und der Himmel täglich bewölkt erschien.

Nun erst bemerkte er die vielen leerstehenden Paläste, die eingefallenen Wände und Decken, die zerschlagenen Thüren und Fenster, die verwitterten Marmortreppen, und wo sich hier und da die Armut den leeren Raum angeeignet hatte, hingen nun an den großen Fenstern mit den gothischen oder maurischen Bogenverzierungen die Fetzen und Lappen des Elends widerwärtig heraus. Die unzähligen Schaaren der Krüppel und Bettler, welche die Treppen der Kirchen belagern, verleideten ihm die Bewunderung der darin aufgestellten Kunstherrlichkeiten und der Kehricht aus den tausend Häusern und Gondeln ließ ihn in den Kanälen der inneren Stadt nichts weiter als schmutzige Kloaken erkennen. Ueberdies war das Gedränge und Geschrei in den tausendfach gewundenen, engen Straßen und auf den unzähligen Brücken, namentlich in der Gegend der Rialtobrücke, so unerträglich und sinnverwirrend, daß er durchaus ohne Bedauern den Tag herannahen sah, der ihn denselben Weg zurückführen sollte, auf dem er vor beinahe zwei Monaten angelangt war.

Lazzaro gab sich vergeblich alle Mühe, seinen

Patron zu erheitern und zu unterhalten. Er konnte gar nicht begreifen wie dieser so plötzlich alle Lust an Venedig und der schönen Signora Aurora verlieren konnte. Zuletzt war der gute Bursche selbst ganz unwillig und ließ in der Dienstbereitwilligkeit und Pünktlichkeit merklich nach; ja, als er die letzte Fahrt nach dem abgehenden Dampfboote gemacht hatte und das gewichtige Trinkgeld in die Tasche steckte, schien es, als wolle er dem abreisenden Richard in seinem gleichgiltigen Lebewohl die Versicherung geben, daß er ihn in der nächsten Stunde schon gänzlich aus dem Gedächtniß verlieren werde.

Richard hatte es nicht über sich gewinnen können, persönlich bei Aurorens Mutter und dem Fürsten Makonski Abschied zu nehmen. Er gab in einem Billet als Entschuldigungsgrund für dies Versäumniß die Eile bei seiner Abreise an, und schützte vor, daß er auf besonderen Wunsch seines Vaters so schnell als möglich Venedig habe verlassen müssen.

Zweites Kapitel.

Verlassen wir einen Augenblick den Schauplatz dieser Scenen ungeregelter Leidenschaft und daraus entspringender herber, aber heilsamer Täuschung und sehen wir uns nach einigen andern Personen unserer Erzählung um. Ein bedeutungsvolles Ereigniß für die weitere Entwicklung derselben führt uns nach Mainz zurück in das Haus des alten Goldheim, und zwar in das kleine Hinterstübchen, welches dem alten Diener Samuel zur Wohnung angewiesen ist. Reinlich und sorglich hat Mayer Goldheim den Aufenthalt seines Lebensretters einrichten lassen, aber die Nachlässigkeit und der angeborne Hang des Bewohners zu schmutziger Umgebung machte jede Bemühung fruchtlos und zeichnet das kleine Stübchen von allen Räumen des Hauses durch stete Unordnung aus. Samuel selbst liegt krank und abgezehrt auf seinem Bette; ein doppelt widerwärtiger Anblick, da das stechende eingefallene Auge und die schlaffen von niedriger Ausschweifung gefurchten Gesichtszüge mit der stark vortretenden Nase sich in dem schon vom Tode gezeichneten Antlitz abschreckend ausprägen. Vor dem Bette sitzt auf einem Stuhle Mayer Goldheim, schweigend, die Hände in den Schooß gelegt und den Kopf tief auf die Brust

herabgesenkt. Trübe Gedanken lagern auf seiner Stirne, die von Sorgen und Kummer in den letzten Wochen tief gefurcht worden ist. Das unstete Wesen seines einzigen Sohnes entfernt ihn mehr und mehr von diesem, und da er dessen Natur nicht begreifen kann, so hat er die Hoffnung aufgegeben, ihn nach seinem Willen lenken zu wollen. Simon war in der letzten Zeit in eine dumpfe, brütende Schwermuth verfallen. Aus seinen Träumereien weckte ihn mitunter ein sonderbarer Anfall, der plötzlich über ihn kam, die unterdrückte Natur des Künstlers in ihm aufstachelte und ihn zu wilden, regellosen Phantasien an das Instrument trieb, wo er dann das Toben seiner Brust ausstürmte, bis er endlich, in lautes Weinen ausbrechend, Erleichterung zu finden schien.

So vergingen die Tage traurig in dem stillen Hause und nun da der alte Diener zum Sterben kam, saß der gebeugte Mayer Goldheim da und überdachte, was ihm von den Bestrebungen und Hoffnungen seines Lebens übrig geblieben sei. So oft hatte er sich über die Unredlichkeiten und Schelmenstücke des alten Samuel geärgert, aber die lange Reihe der Jahre, in denen dieser, wenn auch ohne eigentliche Theilnahme, der Zeuge seiner Lebensschicksale gewesen, hatte ihm denselben näher gestellt und ließen ihn

dessen Verlust als einen schweren Schlag empfinden. Hatte Samuel doch seine ganze Jugend gekannt, die Entwicklung seines Reichthums mit angesehen, sein Weib begraben helfen, und war immer sorgsam und genau in der Beobachtung der religiösen Vorschriften gewesen. Seit der unglücklichen Veränderung in Simon's Charakter war Samuel dem alten Goldheim fast lieb geworden. In der Abneigung des Sohnes gegen den Diener fand er nur die Abneigung gegen den ganzen Stamm und je schmerzlicher ihm die Gesinnungen des Sohnes wurden, um so näher fühlte er sich dem alten Samuel und um so mehr glaubte er sich verpflichtet, diesen in seinen besondern Schutz zu nehmen.

Der Kranke schien zu schlafen; der pfeifende Ton, den jeder Athemzug bewirkte, kündete das Bedenkliche seines Zustandes an. Schweiß stand auf seiner Stirne und von Zeit zu Zeit wendete er sich unruhig hin und her. Endlich öffnete er langsam die Augen und betrachtete eine Zeit lang die gebeugte Gestalt seines Herrn. Langsam reckte er sich hierauf empor und indem er Goldheim am Aermel zupfte, sagte er mit heiserer Stimme: „Was stiert Ihr so zu Boden, Mayer Goldheim? Grämt Ihr Euch, daß ich sterben geh' ?"

Goldheim fuhr fast erschreckt aus seinem Nachdenken auf. „Soll's mich nicht betrüben," sagte er, „daß ich Dich verlieren muß, und mit all' meinem Gelde Dich nicht vom Tod erretten kann, der mir einst mit Gefahr seines Lebens das Dasein erhielt? Die Welt ist mir so schon ein Gräuel und ich komme mir jetzt schon oft darin vor wie ein verlassener, einsamer Fremdling, wie viel leerer wird's um mich sein, wenn Du todt bist."

Ein grinsendes Lächeln verzog das Gesicht des Kranken, er wollte reden, aber ein röchelndes Husten hinderte ihn daran. Als er sich hiervon wieder etwas erholt hatte, begann er:

„Ihr grämt Euch mehr darum wie ich, und wenn ich auch nicht kann sagen, daß ich schon gerne sterb' — ich hätt' noch lange können leben ohne das verdammte Husten — so ist doch mein Verlust nicht groß. Besser ich zuerst als Ihr; was hätt ich zu erwarten gehabt, wenn ich Euch überlebt hätte? Der junge Herr mag mich nicht und hätt mich nach Eurem Tod ohne viel Umstände zum Hause hinaus gejagt."

Ein schwerer Seufzer war Goldheim's Erwiederung auf diese Worte. „Du hast Recht," sagte er nach einer Pause, „er hätte Dir den Platz in seinem

Hause eben so wenig gegönnt, wie er mich in seinem Herzen geduldet hat. Wir sind ihm fremd, und nicht nur fremd, wir sind ihm zu schlecht, eine verhaßte Last, die er nicht los werden kann und deren er sich schämt vor seinen Mitmenschen und vor sich selbst. Ach Samuel, hättest Du mich damals ermorden lassen, als ich in den Händen der Räuber war, Du hättest mir viel Herzeleid erspart in meinem Leben! Wer weiß, ob ich Deinen Liebesdienst nicht noch muß fluchen, den Du mir damals erwiesen hast."

„Und damals konntet Ihr mir doch nicht genug danken, daß es geschehen," entgegnete der kranke Diener, „aber hört, da es nun doch mit mir zu Ende geht, sollt Ihr die Wahrheit erfahren. Euren Dank ließ ich mir gefallen und er hat mir wohlgeschmeckt mein ganzes Leben lang; Euern Fluch will ich nicht haben, am wenigsten unverdient, und träfe er mich auch erst im Grabe. Ich habe Euch damals getäuscht: wie hätte ich elender, einzelner Mensch Euch retten können, da ich selbst vor Angst halb todt war und vier Mann gegen mich. Ihr waret zu leichtgläubig, daß Ihr das so annahmt auf's Wort. Ich war's nicht, der Euch das Leben gerettet hat."

Ein Ruf des Erstaunens entfuhr beim Anhören dieser Worte den Lippen des alten Goldheim. „Wie?"

rief er, „Du wärst es nicht gewesen? und wer denn? Wer war dabei zugegen und nahm sich des armen Juden an?"

„Bleibt ruhig," versetzte Samuel, „und hört zu. Viel sprechen kann ich doch nicht mehr; so will ich Euch denn sagen, was ich von der Geschichte noch weiß. Wie gesagt, ich war selbst halb todt vor Angst und schrie nur immerfort um Hilfe. Da kam ein großer stattlicher Mann zu Pferde herangesprengt, der sprang ab, hieb die Räuber in die Flucht, lud Euch mit den Sachen aufs Pferd und als wir in der Schenke ankamen, gab er mir noch die fünfzig Gulden zur Zehrung und ritt weiter."

„Also," frug Goldheim mit ängstlicher Stimme und das Wort erstarrte ihm fast auf der Lippe — „also ein Christ war's?"

„Ja, ein Christ und ein recht stattlicher, vornehmer Mann war's, der mir seine gute That damals borgte," entgegnete Samuel. „Nun ich hab damit redlich geschachert und ein gutes Geschäft gemacht. Wollt Ihr's tadeln? Euch konnt's gleich sein, wer Euch gerettet hatte und dem Andern hättet Ihr's doch nicht danken können."

Goldheim hatte die letzten Worte kaum mehr gehört. Er schlug sich mit der Hand vor die Stirne,

ging im Zimmer auf und ab und rief aus: „Also auch das noch! So plump betrogen! Der letzte Mensch, an dem ich hielt, hat mich hintergangen und die Wohlthat, für die ich ihm mit Liebe und Güte dankte, gestohlen von meinem Erzfeind!“ So sprechend rang er die Hände, dann blieb er vor dem Bette des Kranken stehen und indem er seine Blicke zornfunkelnd auf diesen richtete, sprach er: „Daß Du es über's Herz bringen konntest, Deinen Wohlthäter Jahre lang zu betrügen, will ich Dir nicht gedenken, daß Du aber in mir Deinen Glaubensgenossen getäuscht und ihn die Hand hast segnen lassen, die ihn gerettet, während er ihr hätte fluchen müssen, wenn er die Wahrheit wußte, das sei Dir niemals vergeben. — Glaubst Du, ich hätte einem Christen mein Leben danken wollen? Alles Elend, das über mich gekommen ist, von jenem Tage an, hast Du verschuldet. Ich Thor, der ich Gott dankte und seinen Fingerzeig in meiner Rettung erkennen wollte und dachte, er hat mich durch die Hand eines seiner treuen Diener gerettet, weil ich seinen Namen heilig hielt und ihn nie vergaß; der ihn pries, da er mein Tagewerk segnete und mich mit Güte überhäufte. Betrug war Alles und eitler Wahn und Täuschung und das Unglück, das mich in meinem

Sohne verfolgt, wächst nur aus der Wurzel Deines Betrugs, wie Unkraut aus der bösen Saat auf dem Felde. Verflucht war mein ganzes Ringen und Streben; denn ein Christ hat mich vom Tode errettet, den mir Gott zugedacht, und Du betrügst mich und nimmst auf Dich den Dank für das verfluchte Geschenk dieses von Gott verlassenen Lebens. Darum ist nun mein Sohn abtrünnig geworden und verläßt den Weg seiner Väter. Hätt ich's doch wissen können, wenn ich die Wahrheit gewußt hätte, daß es zu meinem Verderben ausschlagen mußte. Sie thun uns nichts umsonst, und wenn Sie dem Vater das Leben erhalten, so fordern Sie dafür den Sohn und für den geschenkten Leib des Alten nehmen sie die Seele des Kindes als ihre Beute und lachen dazu und höhnen uns noch aus, daß wir so dumm waren und glaubten, sie schenkten uns was. So hat Dein Betrug alles Unheil herbeigeführt, und nun, da es zu spät ist, nennst Du es ein Geschäft! Du hast gehandelt mit dem Höchsten, was es gibt und das Liebste Deines Wohlthäters verschachert für den Mammon, und Dich von dem Gelde genährt, ohne daß Dir die Speise zu Gift geworden ist. Aber Dich soll jetzt in Deiner letzten Stunde noch treffen der Fluch eines unglücklichen Vaters, den der Herr zur schwe-

ren Prüfung einem Teufel anheimgegeben hat, wie einst Hiob seinen treuen Diener!"

Ein röchelndes konvulsivisches Lachen aus der Brust des Kranken folgte diesem Ausbruche des Zornes. Dann lag der alte Samuel plötzlich still und sein verglastes, gebrochenes Auge stierte dem verzweifelten Goldheim in das zornglühende Gesicht, so daß dieser plötzlich inne hielt. Samuel war todt. Nachdem Goldheim dies bemerkt hatte, verließ er die Kammer. Als ihm auf dem Gange seine alte Haushälterin begegnete, wich sie scheu zurück; denn die Haltung und die ganze Erscheinung des ehrwürdigen Mannes war plötzlich so verändert, daß er um zehn Jahre gealtert schien.

Drittes Kapitel.

Während Richard in Venedig sich aufhielt, war der alte Baron von Neuberg mit Marie nach seinem Gute an der polnischen Grenze abgereist, welches er von seiner verstorbenen Gemahlin geerbt hatte und dessen Mittelpunkt das stattliche Schloß Locznitz bildete.

Auf der Reise dahin erzählte Baron Neuberg seiner Adoptivtochter einen Theil seiner Geschichte,

anknüpfend an den letzten Aufenthalt auf dem Gute, wodurch jene zugleich über ihre Herkunft aufgeklärt wurde.

Der Vater des Barons stand als General in österreichischen Militärdiensten und war nach dem Jahre 1814, als Mainz zur Bundesfestung erklärt wurde, dorthin versetzt worden, wo er dann bis zu seinem Tode verblieb. Die einzige Schwester des Barons, damals fast noch ein Kind, hatte die Eltern bei ihrem Wegzuge nach Mainz begleitet, während er selbst in Wien geblieben war, wo er die Ingenieur-Akademie besuchte. Sein vertrautester Freund, an dem er zur damaligen Zeit mit jugendlicher Schwärmerei hing, war der Sohn aus einer reichen polnischen Fürsten-Familie, Konstantin Mosczynski, der ungefähr in gleichem Alter mit ihm, ebenfalls sich mit brüderlicher Zuneigung an ihn angeschlossen hatte. Durch ihn war von Neuberg in mehre hochgestellte adelige Familien, die den Sommer auf ihren Gütern, den Winter in Wien zu verleben pflegten, eingeführt worden. So kam es auch, daß er seine nachherige Gemahlin, die junge und schöne Gräfin Soltyk kennen lernte, die nach dem Tode ihrer Eltern bei weitläufigen Verwandten lebte, und in ihrer Wahl ganz unabhängig nach eigener Herzensneigung verfahren konnte. Mit der Einwilligung

seiner Eltern gab von Neuberg den Militärdienst auf, um sich mit seiner Geliebten verbinden zu können. Es geschah und die beiden jungen Gatten bezogen Schloß Locznitz, das Heiratsgut der Gräfin. Sechs Jahre hatten sie dann in glücklicher Ehe verlebt, als endlich die lang vergeblich gewünschte Hoffnung auf die Geburt eines Kindes sie auf den Gipfel der Glückseligkeit hob. Aber die Erfüllung dieser höchsten Freude brachte in ihren Folgen für den jungen Gatten das Ende seines Glückes und das größte Leid seines Lebens. Die Geburt Richard's kostete seiner Mutter das Leben. Der trostlose Gatte fand zwar im Anblick seines Kindes so viel Beruhigung, daß sein brennend heißer Schmerz sich in heftige Thränen ergießen konnte, und die Aehnlichkeit des Knäbchens mit der Mutter löste die Qualen der Verlassenheit in stillere Wehmuth auf, aber dennoch fühlte er das Bedürfniß, ein Wesen um sich zu sehen, das mit ihm trauern, mit ihm um die Verstorbene weinen könne. Er hatte von Kindheit an seine einzige Schwester zärtlich geliebt, und bat nun seine Eltern, sie ihm zum Trost und seinem Kinde als mütterliche Pflegerin zu senden. Die Eltern konnten es dem tiefgebeugten Sohne nicht abschlagen, die sehnlich erwartete Schwester traf bald darauf bei ihm ein

und beide schlossen sich in der vereinten Pflege um das Kind immer inniger an einander an.

Nachdem so zwei Jahre vergangen waren, während welcher die Schwester mit treuer Hingebung des Bruders Kummer erleichtert und mit mütterlicher Zärtlichkeit den kleinen Richard gehegt hatte, kam die Zeit, da die seit langer Dauer verbreitete polnische Revolution des Jahres 1830 ausbrach. Familienbeziehungen und nachbarliches Interesse bewirkten, daß die beiden Geschwister mit lebhaftem Interesse den Verlauf der Begebenheiten verfolgten. Abgerechnet davon, daß die ganze Erhebung die Aufmerksamkeit des Barons lebhaft in Anspruch nahm, beschäftigte ihn besonders der Antheil, welchen sein Jugendfreund, der Fürst Mosczynski, dabei hatte. Lebhaft stieg die Zeit in seinem Gedächtniß auf, wo er einst mit diesem geschwärmt hatte für die Wiederbefreiung seiner Nation. Sie waren seitdem in steter Verbindung geblieben und auch jetzt empfing der Baron mitunter Nachrichten von seinem Freunde und dem Verlaufe der Erhebung.

Leider wendete sich das Schicksal der Freiheitskämpfer im Jahre 1831 zum unglücklichen Ausgang. Nachdem Dembinski im Herbste dieses Jahres weichend noch von den Russen einen fürchterlichen Ab-

schied nahm, mußte das edle Heldenvolk den Kampfplatz räumen. Die Führer waren gezwungen, sich heimlich nach dem Auslande zu flüchten, und unter den Flüchtlingen, deren Leben am meisten bedroht war, befand sich auch der Fürst Mosczynski. Er eilte zuerst nach Schloß Locznitz zu seinem Freunde und ward dort mit derjenigen Begeisterung empfangen, die dem wahren Helden überall entgegen kommt. Mehrere Wochen hielt ihn sein Freund versteckt und kaum die vertrautesten Diener des Hauses wußten von der Anwesenheit des geheimnißvollen Gastes. Da nun entspann sich aus dem andauernden Verkehr und der daraus erwachsenden Kenntniß des beiderseitigen Werthes zwischen des Barons Schwester und dem edlen jungen Flüchtling eine Neigung, die anwachsend zur innigen Liebe ward. Alle weiteren Umstände: das Mitgefühl an dem Seelenleiden des für die unglückliche Sache seines Volkes begeisterten Fürsten, die Hoffnungslosigkeit des gegenseitigen Verhältnisses, das trauliche Beisammensein auf dem einsamen Schlosse, verstärkten die Empfindung und mußten der Leidenschaft das Gepräge des reinsten Vertrauens geben.

Endlich wurde es unmöglich für den Fürsten, sich länger verborgen zu halten. Er gehörte zu den

bekanntesten Trägern der Revolution und man begann dem Verlaufe seiner Flucht sorgfältig nachzuspüren. Eine schleunige heimliche Flucht in der einfachsten Verkleidung konnte ihn allein retten und die Trennung war unvermeidlich. Die Szenen des Abschieds zwischen den Geliebten waren herzzerreißend und nur das Gefühl, daß die Schwester dem Bruder unentbehrlich war, gab ihr in den härtesten Augenblicken einigen Trost und erhielt sie vor Verzweiflung. Der Fürst mußte in stiller Nacht heimlich sich entfernen. Seine Flucht schien gelungen und mit bangem Herzklopfen warteten von Tag zu Tag die Zurückgebliebenen auf Nachricht von ihm. Als die Nachricht endlich kam, war es die schrecklichste, die sie fürchten konnten. Der Fürst war entdeckt, ausgeliefert und nach Sibirien transportirt worden. Als der Baron und seine Schwester die schreckliche Gewißheit von dem traurigen Schicksale ihres Freundes erhielten, fühlte letztere bereits, daß sie Mutter werden würde. Ihre Verzweiflung war grenzenlos und wieder war es nur der Hinblick auf ihren Bruder und seinen Sohn Richard, was sie am Leben erhielt. Sie betrachtete sich hinfort als die Wittwe des Fürsten und fühlte sich damit in ihrer Liebe frei von jedem Vorwurf, ja sie war stolz darauf, ein Pfand derselben zu besitzen

und der Gedanke, ein lebendes Vermächtniß des Geliebten an's Herz drücken zu können, durchschauerte sie oft mit unnennbar süßer Wehmuth.

Zu dieser Zeit starb der noch immer in Mainz stationirte Vater des Barons, und letzterer sah sich gezwungen mit der Schwester und dem kleinen Richard, dem Wunsche der Mutter gemäß, dahin zu eilen.

Es war unmöglich vor den Augen der strengen Mutter den Zustand der Tochter zu verbergen. Hart und lieblos, wie die alte Baronin von je gewesen, war sie unzugänglich für die Vorstellungen des Sohnes, für die Bitten und Leiden der Tochter. Der Baron hatte, um die alternde Mutter nicht mehr ganz verlassen zu müssen, Schloß Locznitz einem Verwalter übergeben und sich ein Gut am Ufer des Rheines nahe bei Mainz gekauft. Aber die unerbittliche Härte der alten Baronin ließ es zu keinem Einverständniß in der Familie mehr kommen. Die Niederkunft ihrer Tochter mußte auf das sorgfältigste verheimlicht und das Kind entfernt werden, und da der edeldenkende Sohn dem Ansinnen seiner Mutter, sich ganz von der Schwester zu trennen, nicht nachkommen wollte, so weigerte sich die alte Baronin sogar mit ihm vereint zu leben und blieb

abgesondert von ihren Kindern allein in Mainz zurück. Ja, auch nach dem bald darauf erfolgten Tode ihrer unglücklichen Tochter, an dem sie selbst die größte Schuld trug, vermied sie mit unnachgiebigem Starrsinn des Sohnes Schwelle. Nur mit ihrem Enkel Richard unterhielt sie fortdauernde Verbindung.

Diese Mittheilung hatte in Mariens sanftem Herzen das Gefühl der innigsten kindlichen Liebe zu dem Baron verstärkt. Er war der Jugendfreund ihres Vaters, der einzige Schutz und Trost ihrer unglücklichen Mutter gewesen und hatte sie selbst nun, als sie nahe daran war, in Verzweiflung und Elend unterzugehen, aufs Neue dem Leben wiedergeschenkt.

Wenn das weibliche Herz jede Lebenshoffnung sinken sieht, hängt es sich mit letzter Anstrengung da fest, wo es fühlt, daß es noch Liebe geben und durch seine Liebe, wenn auch nicht beglücken, so doch wohlthun darf. Denn wie der Mann bei jedem schweren Schicksal in Thaten seinen Trost findet, so heftet das Weib in der Nacht der Verzweiflung an den kleinsten Schimmer der Liebe sein Auge und blickt umher, wo sie trösten, pflegen und erheben kann. Marie fühlte sich noch nicht ganz an Trost verarmt, als sie mit jedem Tage mehr einsehen lernte, welchen Werth ihr Dasein für den väterlichen Beschützer

hatte. Sie gelobte sich, ihm jeden Wunsch zu erfüllen und ihr Glück für die Zukunft einzig in seiner Zufriedenheit zu suchen.

Nach zwanzig Jahren Abwesenheit traf nun der Baron zum ersten Male wieder auf Schloß Locznitz ein. Der größte Theil der Dienerschaft war indeß neu hinzugekommen und nur wenige der älteren erinnerten sich an die Ereignisse früherer Zeiten. Sie wußten nur, daß der Baron einen Sohn habe und betrachteten Marie daher als die Verlobte desselben.

Die seither unbewohnten Herrschaftszimmer, die bis dahin verschlossen waren, da man sie nur von Zeit zu Zeit ausgelüftet hatte, wurden zum Empfang der Ankömmlinge bereitet und boten bald ein behagliches Bild mittelalterlicher Einrichtung dar.

Marie machte sich gleich nach ihrer Ankunft viel zu schaffen, um für den herannahenden Winter alles recht wohnlich herzurichten. Die Abgelegenheit des Schlosses schien ihr ganz besonders zu behagen und da der alte Baron Sorge dafür trug, daß die reichhaltige Bibliothek mit neueren Werken versehen wurde, so fürchtete sie nicht, sich vereinsamt zu fühlen, ja sie sah im Gegentheil freudig dem Kürzerwerden der Tage entgegen.

Es wäre wunderbar, hätte sich in einem abge-

legenen Dorfe, dessen Mittelpunkt ein großes Schloß ist, mit langen Gängen, vielen Thüren und ernsthaften Ahnenbildern, der Glaube an Spukgeschichten nicht gebildet; zumal wenn dieses Schloß für eine lange Reihe von Jahren zum Theil unbewohnt geblieben ist. Es darf uns daher nicht wundern, daß auch in Locznitz mancherlei Gerüchte im Umlauf waren, die von gewissen abgelegenen Gängen des Schlosses seltsame Spukgeschichten berichteten. Auch dem Baron und Marien war bereits davon erzählt worden und ersterer hatte lächelnd die Bemerkung gemacht, daß das Nichtvorhandensein solcher Gerüchte unter den abwaltenden Umständen der sicherste Beweis für das Erscheinen eines ganz fremden Geistes im Dorfe gewesen wäre. Auf Marie hatten die abenteuerlichen Erzählungen keinen weiteren Eindruck hinterlassen, als daß sie lebhaft an dieselben erinnert wurde, wenn sie einmal des Abends in jenen entlegenen Gängen sich befand, und daß sie dann bei zufälligem Geräusch wohl etwas mehr als es sonst der Fall gewesen wäre erschrack und, ohne es selbst zu wollen, ihre Schritte beschleunigte.

Der Hauptschauplatz aller gespensterhaften Begebenheiten, die bis jetzt nur in gewaltigen Schlägen an die Thüren, in schleppenden schweren Fußtritten,

ängstlichem Stöhnen, Kettengerassel und dergleichen bestanden hatten, war ein langer schmaler Gang im Schlosse, in welchen die Thüren einer ganzen Reihe von kleineren Zimmern mündeten, die während der Zeit der Abwesenheit der Herrschaft gänzlich leer gestanden hatten, nun aber zum Schrecken der Dienstleute zu Gesindewohnungen benutzt werden sollten.

Marie hatte sich noch wenig in diesen Zimmern umgesehen. Endlich entschloß sie sich dazu und inspizirte eines Nachmittags die verrufenen Gemächer. Sie beschäftigte sich zuerst damit, einer sie begleitenden Dienerin ihre Pläne in Bezug auf die Verwendung der Zimmer mitzutheilen und ehe sie in ihrem Eifer daran dachte, war die Dämmerung bereits eingebrochen. Sie beschloß daher ihre Beschäftigung für diesen Tag zu beenden, schickte die Dienerin fort und setzte sich noch einen Augenblick an ein Fenster des Zimmers, in dem sie sich eben befand, um die einsame Gegend umher zu betrachten. Das melancholische Düster des trüben Herbstabends war nicht geeignet, heitere Gedanken in ihr zu erwecken und sie versank in traurige Erinnerungen. Bald erhob sie sich jedoch und eilte das Zimmer zu verlassen.

Als sie die Thüre öffnete, erschrack sie fast über die Dunkelheit, die sich bereits auf dem langen Gange

verbreitet hatte. Rasch ging sie einige Schritte vorwärts, aber wie gelähmt blieb sie plötzlich stehen, denn es war ihr, als vernehme sie ganz deutlich ein nicht sehr entferntes unheimliches Geräusch. Sie preßte die Hand fest auf das pochende Herz und hielt unwillkührlich lauschend plötzlich den Athem ein. Sie hatte sich nicht getäuscht. Immer näher hörte sie das räthselhafte Geräusch, das einem schleppenden, schwerfälligen Gange glich. Sie wollte rufen, aber die Stimme versagte ihr. Ohne in der Aufregung recht zu wissen, nach welcher Seite hin sie ihre Schritte lenkte, suchte sie zu entfliehen, kam aber dem unerklärlichen Schlürfen nur näher, und jetzt schien es ihr gar, als vernehme sie ein unterdrücktes tiefes Stöhnen. Ihre Angst stieg auf's höchste. Sie sah sich um, erkannte an ihrer Seite eine Thüre, eilte auf dieselbe zu, öffnete sie, trat durch dieselbe ein, und hielt sie hinter sich mit beiden Händen zu. Aber ihre Furcht wuchs zum höchsten Entsetzen, als sie die beängstigenden Schritte von draußen sich nahen hörte und endlich bemerkte, daß die Thüre ihres Zufluchtsortes von außen geöffnet werden sollte. Einen Augenblick noch vermochte sie es, der eindringenden Gewalt zu widerstehen; ihre Einbildungskraft erhöhte jedoch den grauenhaften Eindruck des Augenblicks so

sehr, daß sie ihre Kräfte plötzlich schwinden fühlte. Die Thüre wich, sie taumelte einige Schrite zurück und sank mit einem Schrei ohnmächtig zu Boden.

Als Marie wieder erwachte, glaubte sie zu träumen, so abenteuerlich war die Umgebung, in der sie sich sah. Sie lag auf dem Boden des Zimmers und an ihrer Seite saß oder kauerte vielmehr eine seltsame Erscheinung, die eine kleine Laterne in der Hand hielt und ihr in das Gesicht leuchtete. Sie wagte kaum sich zu rühren und betrachtete angstvoll das starre Gesicht des sie beobachtenden Wesens. Bald aber, nachdem ihre aufgeregten Sinne etwas herabgestimmt waren, erschien ihr dieses Gesicht nicht ganz unbekannt und sie entdeckte endlich, daß das Gespenst, vor dem sie geflohen, einfach der Narr des Dorfes war, der, wie es auf dem Lande häufig ist, seiner Mißgestalt und seiner gutmüthigen Narrheit wegen das Spielzeug der Dorfjugend und der Gegenstand der kärglichen Wohlthätigkeit der Bewohner der Umgegend war.

So ungefährlich solche Menschen erscheinen, wenn sie sich bei Tage auf belebten Wegen zeigen, so unheimlich wirkte in diesem Augenblicke der Anblick des koboldartigen Geschöpfes auf Marie und ein Schauder überlief sie, als sie seinen stieren Blick auf sich ru-

hen fühlte. Kaum bemerkte jedoch der Kleine, daß sie die Augen aufschlug, als er sie gutmüthig anlächelte, sein Licht auf den Boden stellte und nach einer Ecke des Zimmers lief, von wo er Brod und andere Eßwaaren herbeiholte, die er vor ihr niederlegte. Aus diesen Zeichen nahm Marie ab, daß er nichts Böses im Sinne habe, sie erhob sich daher und wollte eilig das Zimmer wieder verlassen. Aber der Kleine sprang ihr nach, faßte sie am Kleide und suchte sie durch unartikulirte Töne, Winke und Geberden aufzuhalten. Da ihre Furcht fast gänzlich vergangen war, so fing sie nun an sich etwas genauer in dem Raume umzusehen, wo sie sich befand.

Da sah sie denn, daß der ausgestoßene Krüppel während der Abwesenheit der Herrschaft dies kleine Zimmer zu seiner Behausung seltsam eingerichtet hatte Die Bewohner des Dorfes dachten nicht anders, als daß er auf einem der Gänge des Schlosses die Nächte zubrachte und da eine Hinterthüre ihn stets unbemerkt in diesen Theil des Gebäudes gelangen ließ, so war man bis jetzt noch gar nicht aufmerksam auf sein Treiben daselbst geworden. Marie bemerkte gar bald, daß das Zimmer nicht nur seine Wohnung, sondern auch seine Schatzkammer war, wo er außer

alten Kleidungsstücken, die man ihm geschenkt, eine Menge verschiedener Gegenstände aller Art, die er in den Winkeln des Schlosses aufgefunden haben mußte, umher aufgestellt hatte. Die ganze Einrichtung des Zimmers war somit sein eigenes Werk. Ängstlich folgte er Mariens forschenden Blicken. Er deutete auf jeden einzelnen Gegenstand, auf die alten Lappen und Decken, aus denen er sein Lager bereitet hatte, auf den zerbrochenen Stuhl, den er so gut als möglich zusammengefügt, die zerrissenen Bilder, die er mit Stecknadeln an die Wand gesteckt hatte und ein rührender Ausdruck der innigsten Freude belebte seine mißgeformten Züge. Einen besondern Wunsch schien der arme Zwerg zu haben, denn er bemühte sich auf alle Art, Marien etwas klar zu machen. Endlich gelang es ihm, nach vielen Anstrengungen und zehnfacher Wiederholung, die Worte: „Nicht fortjagen" hervorzubringen.

Marie verstand ihn; er befürchtete, daß die Ankunft der Herrschaft ihn aus seinem Asyl vertreiben und sein geheimnißvoll gehegtes Glück zerstören werde. Sie fühlte das tiefste Mitleid mit dem armen, von Gott und der Welt verstoßenen Menschen und kaum hatte sie seine Bitte verstanden, als sie ihm lebhaft zunickte und ihm versprach, daß Niemand ihn im

Besitz seiner Herrlichkeiten stören und ihm das Bewohnen des Zimmers streitig machen sollte.

Der Kleine drückte seine Freude in einer zwar rührenden, aber doch höchst komischen Weise durch gurgelnde Freudenlaute aus, eilte dann zu seinen aufgespeicherten Schätzen und schien etwas als Dankgeschenk dort auszusuchen. Plötzlich griff er hastig nach einem Gegenstand, erfaßte ihn, eilte damit zu seiner Beschützerin und drängte sie mit bittenden Blicken, den Beweis seiner Erkenntlichkeit anzunehmen.

Es war ein plump gearbeiteter alter Ring von falschem Metalle mit unächten Steinen besetzt, den er sich bemühte seiner Wohlthäterin an den Finger zu stecken. Marie ließ es lächelnd geschehen und beeilte sich darauf, den Ort ihres seltsamen Abenteuers zu verlassen und zu ihrem Pflegevater zu gelangen, um ihm die Bitte des armen Dorfnarren vorzutragen.

Baron von Neuberg hatte sich über das lange Ausbleiben Mariens bereits gewundert und zu ängstigen angefangen. Er wollte eben Erkundigungen nach ihr einziehen, als sie zu ihm in das Zimmer trat und ihm das gehabte Abenteuer mittheilte. Zuletzt zeigte sie ihm den Ring. Der Baron be-

trachtete ihn eine Zeit lang sinnend, als erwecke er halbvergessene Zeiten in ihm, und sagte dann:

„Wie seltsam! Ich erkenne diesen Ring als ein Erinnerungszeichen aus der glücklichen Zeit der ersten Jahre meiner Ehe. An ihm habe ich damals meinen ersten Orden verdient."

„Wie ist das zu verstehen?" frug Marie und der Baron erzählte:

„Ich kam einmal von einem mehrtägigen Besuche bei Deinem Vater, dem Fürsten Mosczynski, nach Hause zurück, und beeilte mich bei meiner geliebten Frau noch spät am Abend einzutreffen. Nahe der Grenze mußte ich einen dichten Wald passiren. Plötzlich vernahm ich ein erbärmliches Hilfegeschrei und als ich näher kam, sah ich, wie einige Räuber einen Handelsjuden überfallen hatten und ausplünderten. Dieser selbst lag blutend und besinnungslos am Boden. Sein Diener, auf den die Räuber weiter nicht achteten, stand schlotternd an allen Gliedern dabei und unterhielt ein fortwährendes Zettergeschrei nach Hilfe. Ich eilte hinzu, jagte mit ein paar guten Hieben die Räuber fort, brachte den Bewußtlosen mit seinem noch immer laut jammernden Burschen bis vor das nächste Wirthshaus, schenkte letzterem dort noch etwa hundert Gulden, die ich von

der Reise übrig hatte und zog dann weiter. Da indessen Abenteuer in unserer Zeit eine Seltenheit geworden sind und die ganze Geschichte mir Spaß gemacht hatte, so wollte ich gerne ein Andenken daran haben. Ich nahm also diesen werthlosen Ring mit falschen Steinen, den der Jude am Finger trug, zu mir, und nannte denselben bei meiner Zuhausekunft scherzend: meinen ersten Orden."

„Wie viel mehr Werth hat also dieser Ring als tausend andere, die echt und kostbar sind!" bemerkte Marie. „Der arme Verrückte, der ihn mir gab, konnte nicht ahnen, welche Erinnerungen sich an diesen Schatz knüpfen und wie groß meine Freude an seinem Geschenke werden würde. Aber dafür müssen sie ihm nun auch die Bitte erfüllen, für deren Gewährung ich mich verbürgte, und ich werde ihn als meinen Schützling betrachten, für den zu sorgen ich nie vergessen will, denn er bewahrte das Gedächtniß einer edlen That und soll mir darum stets geheiligt sein."

Der Baron gab seine Einwilligung und von diesem Augenblicke an war Marie die Beschützerin des Dorfnarren.

Viertes Kapitel.

Unterdessen nahte die Zeit heran, die Richard zu seiner Ankunft nach Schloß Locznitz bestimmt hatte. Sein Vater hatte es Marien bereits mehrmals nicht undeutlich bemerklich gemacht, daß seine Wünsche darauf abzielten, aus ihr und Richard ein Paar zu machen. Er hatte das größte Zutrauen zu des Mädchens klarem und gereiftem Wesen nnd verhehlte es ihr nicht, wie Richard's Gemüthsrichtung ihn wünschen lasse, daß derselbe sich früh eine Lebensgefährtin wähle, deren Charakterfestigkeit vortheilhaft auf sein Wesen zu wirken vermöge. Er wußte, daß der junge Mann das beste Herz besaß, aber dabei eines Haltes bedurfte, den er nirgends besser finden könne, als in der Liebe zu einer edlen Gattin.

Marie war mehrmals den Andeutungen des Barons ausgewichen, doch versicherte sie ihn dabei stets, daß sie keinen andern Zweck für ihr Leben kennen wolle, als sich der Sorge für ihn zu weihen.

„Und wenn ich einmal nicht mehr bin?" hatte ihr der Baron einmal darauf erwiedert; „dann stehst Du allein und der eigentliche Zweck Deines Lebens wird doch für Dich ein verlorner sein. Doppelt unruhig werde ich dann aus der Welt gehen müssen,

während es in Deiner Hand gelegen hatte, mich vollkommen zu beruhigen."

Diesem Einwande konnte die gute Marie zuletzt nichts anderes mehr entgegen setzen, als das Geständniß ihrer Liebe zu Otto.

Der Baron hörte ihr theilnehmend zu und als sie geendet hatte, küßte er ihr bewegt die Stirne. „Armes Kind," sagte er, „so hast auch Du es schon erfahren, wie die äußere Geltung die edelsten Gefühle untergräbt! Weil Du arm, eine elternlose Waise warst, wurde Deine Liebe mißachtet, während eben sie allein doch wahren Anspruch auf erwiedernde Treue hatte. Aber," fuhr er fort, „diese bittre Erfahrung darf nicht alle Blüthen Deines Lebens getödtet haben; wo wäre sonst Gerechtigkeit auf Erden? Sie wird in ihren Folgen zum Segen für Dich werden und gerade der Umstand, daß auch Richard, ehe wir hier herzogen, ein Verhältniß angeknüpft hatte, das aus den entgegengesetzten Gründen erfolglos war, und von mir absichtlich unterbrochen wurde, wird Euch Beide ruhiger und darum inniger an einander ketten. Ihm spiegelte man Liebe vor, weil sein Stand, sein Name und sein Reichthum ihn zu einer begehrenswerthen Partie machten, aber der erste Versuch auf das Herz des Mädchens, die er

gewählt, scheiterte, denn da sie nicht einmal im Stande war ihre Ansichten von öffentlichen Verhältnissen den seinen unterzuordnen, wie viel weniger würde es ihr möglich gewesen sein, ihn durch weiblich hingebende und aufopfernde Liebe glücklich zu machen!"

Nach Mariens Mittheilung hoffte der Baron um so sicherer, daß sein Plan mit Richard und ihr dennoch in Erfüllung gehen werde, wenn sie nur erst von den Folgen ihrer Erfahrung geheilt sei. Er berührte deshalb diesen Gegenstand einstweilen nicht weiter und vertraute auf die Einwirkung der Zeit und des längeren Zusammenlebens nach Richard's Ankunft.

Richard traf bald darauf ein und alle drei freuten sich herzlich der Wiedervereinigung. Die Erlebnisse in Venedig hatten den jungen Mann um vieles ernster gemacht und die Veränderung seines Wesens wurde seinem Vater sogleich bemerklich.

Bald hatte sich Richard in der neuen Behausung zurecht gefunden und nachdem die ersten Tage seines Aufenthalts unter gegenseitigem Austausch der gewöhnlichen Erlebnisse hingegangen waren, ging er fleißig mit seinem Vater auf die Jagd.

Die rüstige Bewegung in der freien Luft sagte

dem jungen Mann ausnehmend zu und tilgte bald die Spuren des erschlaffenden Aufenthalts in Venedig vollständig in seinem Gemüthe aus. Wenn er so lauernd auf dem Anstand lag und die weißbeschneite Fläche übersah, so kam ihm oft das Getändel mit der schönen italienischen Sirene wie ein häßlicher Fleck in seinem Leben vor. Das Gefühl der Reue trieb ihm dann oftmals das Blut heiß nach dem Kopfe und wenn die kalte Dezemberluft ihn wieder erfrischte, wurde er wohlthuend daran erinnert, daß er nun zwar in einem weniger milden Klima, aber unter andern, bessern Menschen sei.

Wenn Vater und Sohn mit einander ausgezogen waren und Abends heimkehrten von der Jagd, so erwartete sie Marie mit häuslicher Sorglichkeit und die Stunden am Kamin dehnten sich in traulichen Gesprächen oft bis in die Nacht hinein aus.

Schon hatte der alte Baron auch bei Richard mehrmals darauf hingedeutet, wie er wünsche, daß dieser Gut und Schloß Loczniß selbst verwalten möge, und Richard fand sich gar nicht abgeneigt, auf diesen Vorschlag einzugehen. Als der Vater aber darauf anspielte, daß es dann aus mehren Gründen nöthig sei, sich eine Lebensgefährtin zu wählen, sprach sich

Richard oft in bitterer und abwehrender Weise über die Frauen aus.

Erstaunt hörte ihm sein Vater zu. Dann aber, des Sohnes Stimmung wohl erkennend, sprach er lange im ernsten Tone zu ihm.

„Man ist so leicht geneigt," sagte er, „eigene Fehler auf fremde Rechnung zu schreiben, und darum gibt ein Mann, der den Werth der Frauen nicht achtet, gewöhnlich das Zeugniß seines eigenen Unwerthes ab. Entweder hat er sich ihnen gegenüber schwach oder ehrlos gezeigt, und rechnet denselben dann seine Fehler und obendrein die Beschämung an, welche er sich selbst bereitete. Das liebende Weib ist dem Manne folgsam nach dem Gesetze der Natur; der liebende Mann aber, der das Weib achtet, wird es in Achtung leiten und was beim Weibe mit der Liebe zu entschuldigen ist, wird beim Manne zum Verbrechen an derselben. So lange das Weib nicht befangen ist von Liebe, besitzt sie eine moralische Kraft, die so mächtig ist, daß sie die heftigste Leidenschaft zu bezwingen vermag und darum ist ein Weib, die sich dieser Kraft begibt und ohne Liebe sich der Begierde überläßt, allerdings verächtlich, während sie, wenn sie in der Hingebung der Liebe fehlt, nur dem befangenen Blicke verdammenswerth erscheinen kann.

Deine Erfahrungen in Bezug auf die Frauen, so weit ich dieselben kenne, waren eines Mannes nicht ganz würdig, und dein übereiltes Verhältniß zu der jungen Kaufmannstochter entstand lediglich aus der Unreife und Unselbstständigkeit Deines Gemüths. — Du sahst Dich durch die überlegene Willenskraft des Mädchens gefesselt und hieltst dieß Gefühl für Liebe. Wahre Liebe hast Du noch nicht kennen gelernt, weil Du Dich noch nicht vollständig als Mann empfunden hast. Wenn Du also in der Schlinge irgend einer Buhlerin neue Erfahrungen gesammelt hast, so sind auch sie jedenfalls wiederum nur das Ergebniß Deiner mangelhaften Selbsterkenntniß. Die Liebe eines echt weiblichen Herzens ist eine Ahnung, eine unbestimmte Sehnsucht, die erst dann in voller Stärke erwacht, wenn das Geständniß der Gegenliebe gleich dem erweckenden Sonnenstrahl sie trifft."

„Wohl muß es ein beseligendes Bewußtsein sein, selbst das Gefühl wachgerufen zu haben, das uns die höchste Wonne gibt, sich als das Vortrefflichste mit vollem Vertrauen betrachtet zu sehen von dem Wesen, das man selbst wieder für das anbetungswürdigste hält!" entgegnete gedankenvoll Richard.

„Aber um dies Gefühl kennen zu lernen," versetzte der Baron, „muß man eben nicht der Lockung

des Augenblickes folgen, nicht von Nebendingen und äußern täuschenden Eigenschaften sich verblenden lassen, sondern Verständniß suchen in dem, was den einzelnen Menschen erhebt über das Gewöhnliche; man muß sich gegenseitig begreifen in den edelsten Bedürfnissen und mit einander Einem Ziele zustreben, das hinausgeht über das endliche Dasein des Einzelwesens. Wie aber konntest Du glauben, daß wahre Liebe entstehen könne, wo die ersten Bedingungen eines glücklichen ehelichen Verhältnisses nicht erfüllt werden sollten? — Beim Eintritt in das Haus Schaller's überzeugte mich der erste Blick, daß ich eine jener Familien kennen lernen würde, die den Prinzipien der modernen Weltanschauungen huldigen, jenen Prinzipien, die gerade bei der Erziehung der Frauen die ahnungsvolle Schüchternheit echt deutscher Gemüthstiefe gefährden, und das Weib entweder in eine Bahn treiben, die es an der Erfüllung seines eigentlichen Zweckes hindert, oder mindestens den jungfräulichen Duft der Seele, diese schönste Zierde irdischer Schöpfung, frühzeitig verzehrt. Weit entfernt davon, Dein Schicksal und das des Mädchens von der Meinungsverschiedenheit der Eltern abhängig machen zu wollen, hielt ich es für meine Pflicht, als Vater zu prüfen, wie weit jene falsche

Selbstständigkeit schon über die Liebe, das eigentlich Höchste im Herzen des Weibes, bei Luise gesiegt habe. Ich würde ohne diesen Zweck jenen Streit nicht hervorgerufen haben; denn ich kannte im Voraus den wunden Fleck aller Neuerungssüchtigen, die da in Jedem einen Gegner erblicken wollen, der nicht gleich ihnen Tisch und Bänke zertrümmert, und die nur dem ihre Achtung zuwenden, der noch weiter geht als sie, als ob die äußerste Spitze allein heilbringend sei! Ich kannte Dich zu gut, um nicht zu wissen, daß Dir all' dieses entgehen würde, und wählte deshalb das einzige Mittel des schroffsten Entgegentretens, um das Mädchen selbst zum entscheidenden Schritte zu veranlassen." —

„Ich bin Ihnen den größten Dank schuldig, mein Vater," erwiederte Richard, „und wenn ich es auch noch immer nicht ganz einsehen kann, so bin ich doch fest davon überzeugt, daß Sie mich von einem übereilten Schritte zurückhielten, der mich vielleicht für die Dauer meines Lebens unglücklich gemacht haben würde. Ich habe es neuerdings wieder einsehen gelernt, daß ich noch nicht im Stande bin, mein Schicksal selbst glücklich zu gestalten. Ihre große Fürsorge hat mich bisher nicht dazu kommen lassen, meine Kräfte zu entfalten und ich muß es für

ein Glück ansehen, daß Ich mich noch immer auf Ihre väterliche Liebe verlassen kann. Nehmen Sie denn das feste Versprechen hin, daß ich in allen wichtigen Schritten meines Lebens Ihrem Rathe folgen und ohne ihn keinen entscheidenden Entschluß fassen werde."

Der alte Baron erkannte die günstige Gelegenheit, seinen Plan zu verfolgen.

„Wohlan, mein Sohn," sprach er, so will ich Dich denn einmal auf ein Wesen, das ich Deiner Liebe würdig halte, aufmerksam machen. Hast Du noch nicht daran gedacht, daß Marie ein treues, liebevolles und aufopferungsfähiges Weib werden würde?"

„O gewiß, das würde sie," rief Richard aus.

„Und glaubst Du nicht," fuhr der Vater fort, „daß die Achtung, die Du ihren vortrefflichen Eigenschaften zollst, zur Liebe werden könne? Mein sehnlichster Wunsch ist, Euch Beide mit einander glücklich zu sehen, als die Besitzer dieses Gutes, das einst auch der Schauplatz meines Glückes war. Suche Mariens Neigung zu erringen, werde ihrer würdig, und Du wirst uns Alle zufrieden machen können."

Richard war von seines Vaters Vorschlag überrascht, aber sein Wesen war so biegsam, daß der

ausgestreute Samen nicht ganz auf unfruchtbares Erdreich fiel.

Baron von Neuberg, wie die meisten österreichischen Edelleute, gehörte dem katholischen Glauben an, ebenso seine Gattin und Mariens Vater. Der alte Baron beschloß daher, die zur Verbindung Richard's mit Marien nöthige Dispensation, sobald letztere ihre Zustimmung zur Verlobung gegeben habe, selbst in Rom nachzusuchen, dort die Vermählung zu feiern, und somit beim ersten Beginn des Frührjahrs die Reise nach Italien zu unternehmen.

Marie war indessen nicht nur der angebetete Liebling der Untergebenen des Barons, sondern auch bei Bekannten und Nachbarn ein gern gesehener und lieber Besuch geworden. Sie hatte sich ein Geschäft daraus gemacht, die Frauen der Dienstleute aufzusuchen, sich mit ihnen zu unterhalten und sie mancherlei Vortheile zu lehren. Die freundliche, offene und theilnehmende Art, wie sie sich einzuführen wußte, der milde liebliche Ausdruck ihrer schönen Erscheinung wirkten so einnehmend und Zutrauen erweckend, daß Niemand sich scheute, ihr seine Noth zu klagen oder sein Anliegen mitzutheilen, und schon ihre bloßen Worte wirkten dann ermuthigend und tröstend. Sie brachte manche Verbesserungen in die Haushal-

tungen und erstreckte vorzugsweise ihre Sorge auch auf die Kinder, deren Erziehung in der dortigen Gegend sehr vernachläßigt wurde.

Sie galt dabei nach wie vor für Richard's Verlobte und so oft sie an diese Annahme gemahnt wurde, trieb es ihr, seitdem sie des alten Barons Wunsch kannte, das Blut aus den Wangen. Sie zwang sich selbst nach und nach zu dem Gedanken, daß dieser Plan in der That für Richard heilbringend und eine Wohlthat sei. Über den Verlauf seines Liebesabenteuers in Venedig hatte sie nichts weiteres erfahren. Da sie die wahre Lage der Sache nicht ahnen konnte, war sie viel zu zartfühlend, um eine Frage darüber an ihn zu richten. So reifte in ihr nach und nach der Entschluß, sich dem Wunsche des Barons, wenn er ihre Hand für Richard verlangen sollte, nicht zu widersetzen.

Richard hatte sein Betragen gegen Marie wesentlich geändert. Er war zwar früher nicht weniger aufmerksam gewesen als jetzt, aber seine Aufmerksamkeit trug nun mehr das Gepräge stiller Ergebenheit. Dabei beobachtete er sie in allen ihren kleinen häuslichen Verrichtungen, und mußte sich gestehen, daß sie allem, was sie that, einen anmuthigen Reiz beizumischen wußte. Seine Empfindung ihr ge-

genüber erschien ihm jedoch ohnehin so innig und befriedigend, daß er gar nicht des Bedürfniß fühlen konnte ihr Verhältniß zu ändern.

Fünftes Kapitel.

Schon zeigten sich die Vorboten der großen geschichtlichen Ereignisse von 1848. Der verunglückte polnische Aufstand unter Mieroslawski war vorüber, dieser selbst zum Tode verurtheilt, aber zu lebenslänlicher Gefangenschaft begnadigt worden. Zwei andere Haupturheber, Th. Wisniowski und Joh. Kapuscinski, waren in Lemberg hingerichtet worden, wobei die Frauen der Stadt ihre Theilnahme an dem Schicksale dieser Unglücklichen dadurch kund gaben, daß sie deren letzten Weg mit Blumen bestreuten. In Italien war der Krieg zwischen den einzelnen Staaten unter einander und gegen Oesterreich vollständig zum Ausbruche reif; in Frankreich gaben die Verbrechen in den höheren Schichten der Gesellschaft das Zeugniß für die allgemeine Verdorbenheit und Rohheit der Zustände, während die Stellung des loyalen Liberalismus dem bürgerlichen Königthum gegenüber eine immer gespanntere wurde. Die Füh-

rer der religiös-liberalen Bewegungen in Deutschland warfen sich auch zu Trägern der politischen Bewegung auf und traten überall rückhaltlos hervor. So nahte das Ende des Jahres 1847 heran.

Als der Weihnachtabend herangekommen war, ging Marie mit der alten Wirthschafterin, die ihr bereits auf Tod und Leben zugethan war, an die Zurüstung des Festes und freute sich kindlich darüber, daß sie gerade an diesem Abende die so lange abwesende weibliche Sorgfalt in die Familie zurückführen durfte.

Zuerst ordnete sie die Geschenke, die sie für Richard und den Vater in den stillen Abendstunden gearbeitet hatte, und brannte hierauf die Lichter des Weihnachtsbaumes an. Die alten Ahnenbilder sahen wie verwundert aus ihren dunklen Rahmen auf das Treiben des lieblichen Mädchens, und die dunklen, langen Schatten des Baumes fielen bei der grellen Beleuchtung riesenhaft auf Wand und Decke. Als alle Lichter angezündet waren, klingelte Marie, die alte Wirthschafterin öffnete die großen Flügelthüren und die beiden Herren durften eintreten.

Wie freudig leuchtete Mariens Auge, als der alte Baron sie gerührt in die Arme schloß und dankend ihre Stirne küßte! Richard hätte gleich den

Bräutigamskuß auf Mariens Lippen drücken mögen so liebenswerth, gut und schön erschien sie ihm in diesem Augenblicke.

Nachdem nun Marie die beiden Herren zu den Geschenken geführt und ihnen mit kindlicher Freude alles beschrieben und erklärt hatte, lehnte sie sich an den Arm des alten Barons und schaute hellen Blicks mit ihm nach dem geschmückten leuchtenden Baume.

Eine Thräne der Rührung trat in des Barons Auge. Er war weich gestimmt, wie in den schönsten Tagen seines Glücks. Ueberwältigt faßte er die Hände der beiden jungen Leute und indem er sie abwechselnd liebevoll anblickte, sagte er: „Diese Stunde fällt seit langen Jahren wieder einmal wie ein heller Sonnenblick in mein Leben. So mit Euch beiden vereint zu sein, habe ich mir oft gewünscht, aber nicht für einen kurzen Abend, sondern für alle Zeit, die mir zu leben noch übrig bleiben wird. O, meine Kinder! jetzt in dieser schönen, heiligen Stunde ist der Zeitpunkt gekommen, wo ihr Euch entscheiden könntet über Eure Zukunft. Ihr kennt die Wünsche, die ich für Euch im Herzen trage, und habt Zeit gehabt, sie wohl zu erwägen. Sprecht denn zu einander, öffnet Eure Herzen und verwirklicht eine Hoffnung, deren Erfüllung kein Hinderniß entgegen

steht und deren Zustandekommen wir gewiß alle niemals zu bereuen haben werden."

Richard verstand seines Vaters Absicht. Auf Marie zugehend und ihre Hand fassend, sagte er: „Gib Deine Einwilligung zu des Vaters Wunsch, Marie, und mein einziges Bestreben soll sein, mich Deiner immer würdiger zu machen."

Marie war bei den ersten Worten des Barons heftig erschrocken, alle Munterkeit entwich aus ihrem Gesichte und die blühende Farbe ihrer Wangen verwandelte sich in Todtenblässe. Als Richard ausgeredet hatte, kostete es sie den schwersten Kampf, um die mit Gewalt hervordringenden Thränen zurückzuhalten, aber sie blickte in das liebevolle Auge ihres Vaters und rief den Vorsatz in ihre Seele zurück, den sie aus Dankbarkeit fest gefaßt hatte.

Unfähig ein Wort zu reden, lehnte sie ihren Kopf an Richard's Brust und brachte nichts weiter hervor als ein leises, kaum hörbares „ja."

Richard umschlang sie in der Freude seines Herzens und wiederholte triumphirend ihr Jawort, der Vater aber umarmte Beide auf das Herzlichste und konnte kaum Worte finden, seine Freude und Zufriedenheit auszudrücken.

Sie trennten sich bald, um zur Ruhe zu gehen,

und Marie war kaum auf ihr Zimmer gelangt, als sie ihren Thränen freien Lauf gestattete und die Bilder vergangener Tage wie zum ewigen Abschied an ihrer Erinnerung vorübergehen ließ. Sie setzte sich ans Fenster und öffnete dasselbe. Es war eine milde Dezembernacht, die Luft rein und stärkend, der Himmel klar und hell. Tausend Sterne schauten mit mildem Glanze freundlich hernieder und Mariens Auge sah zu ihnen auf mit wehmüthigem Sehnen. „Ach," sagte sie leise vor sich hin, „da stehen die ewigen Lichter und blicken so feierlich auf die ruhige Erde hernieder und die heilige Nacht bedeckt mit ihrem Schleier die Welt und verwandelt jeden Schmerz in sanftere Trauer! Nicht nur der Gedanke an eine bessere Welt umfängt tröstend bei ihrem Anblick die Seele; die unendliche Macht und Größe des Alls drängt unsre eignen Empfindungen zurück und läßt uns ahnend fühlen, wie klein der Augenblick ist, in dem wir Einzeln leiden, gegenüber dem unendlichen ewigen Leben in der Natur mit all seinen Leiden und Freuden So soll sie denn abgeschlossen sein mit der heutigen Nacht, die schmerzliche, bittere und doch so schöne Erinnerung! Was auch die Ursache war, die ihn von mir trennte, das Leid, das mir daraus entstand, möge ihm nicht angerechnet werden

und wenn ein Gebet aus vollem Herzen wirklich etwas vermag, so flehe ich um reichen Segen auf sein Haupt."

Ihre Augen wurden naß, sie wendete die Blicke von dem unermeßlichen Firmamente ab und schaute hernieder zur Erde, wo der Winter seine schützende Decke von hohem Schnee mitleidig ausgebreitet hatte. Unten im Dorfe brannten hier und da noch Lichter, die zwischen den weißen Dächern, den beschneiten Bäumen und Straßen traulich hervorschimmerten. Einzelne Raben flogen von einem Baume zum andern, und wo sie krächzend aufflogen und sich niedersetzten, schüttelten sie den Schnee in leichten Flocken hernieder, sonst war alles still umher. Vom nahen Kirchhofe schauten die schwarzen Kreuze düster herüber.

Marie blickte sinnend dorthin und ein leiser Schauder durchrieselte sie. Sie gedachte des Todestages ihrer Pflegemutter und wie sie damals auf dem Grabe gesessen hatte, von aller Welt verlassen, mit der erst erwachenden, furchtbaren Ahnung ihrer Trennung von Otto in der Brust.

Jetzt hatte sie einen Vater gefunden, der sie die entschlafene Pflegemutter nicht entbehren ließ, und einen Verlobten, der bereit war, sein ganzes Leben ihrem Glücke zu weihen; weshalb sollte sie

trauern? — Und doch! wie ganz anders würde die Feier der heiligen Nacht ihr Herz bewegt haben, wäre es frei gewesen von dem Stachel, den die Zerstörung ihres ersten, heiligsten Gefühles darin zurückgelassen hatte! Sie konnte sich nicht davon befreien, und jeder Versuch zeigte ihr nur auf's Neue, daß das, was Otto ihr geraubt, Niemand auf der Erde ihr mehr ersetzen könne. Der Rückblick auf seine vermeinte, unverdiente Treulosigkeit begann das Gift des Zweifels an der ewigen Gerechtigkeit in ihre fromme Brust zu werfen und heiße, bittre Thränen rollten über ihre Wangen. Als sie sich ausgeweint hatte, ermannte sie sich wieder, warf demüthig einen gläubigen Blick nach dem sternbesäeten Firmamente, einen zweiten auf die stille, ruhende Erde, und in ihrer frommen Seele hallte es wieder: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen.

Der folgende Tag trug ein rechtes Festtagsgewand. Lange bevor es hell wurde, verkündete das Geläute der Dorfkirchenglocke die Stunde zur Christmette, und der feierliche Klang weckte die Schläfer und rief sie auf zum Dankgebete für den heutigen Tag, dessen Erscheinen nicht früh und nicht innig genug gefeiert werden kann.

Die kleine, festlich erleuchtete Dorfkirche empfing die eintretende Marie mit feierlichem Eindruck. Männer und Frauen hatten sich bereits versammelt, und knieten in stiller Andacht im Gebet versunken umher. Marie nahm mitten unter ihnen Platz. Sie ließ die ganze hehre Gewalt der Stunde auf sich wirken, aber ihre Gedanken eilten inbrünstig von dem neugebornen Kinde, dessen Ankunft die Engel begrüßten, und die Weisen in den Sternen lasen, zu dem liebevollen Tröster der Betrübten, der da sagt: Kommet alle, die ihr mühselig seid und beladen; ich will euch erquicken.

Herzlich grüßte sie im Heraustreten die vorübergehenden Leute, und faßte den Vorsatz, in der vollen Erfüllung ihrer Pflichten und in der weitesten Ausdehnung der Nächstenliebe den künftigen Zweck ihres Lebens zu suchen und zu finden. Sie wollte ihre Liebe zu Otto auf dem Altar der christlichen Liebe opfern, wollte sie begraben und auf ihre Gruft das Kreuz der Ergebenheit, Milde und Frömmigkeit pflanzen; aber sie bedachte nicht, daß wahre Liebe unsterblich ist und die Gruft, darin sie verscharrt wird, verläßt, um als ein versöhnender Engel, oder quälender Dämon, den Zurückgebliebenen tröstend oder strafend zu umschweben.

Als sie zu Hause wieder anlangte, war es noch immer lange vor Tagesanbruch.

Gewohnt, stets beschäftigt zu sein, brachte sie Ordnung in die Spuren der gestrigen Abendfeier, und beschäftigte sich dann mit der Vorbereitung zum Frühstück.

Da sie immer die Erste dabei war, so fiel es Richard gar nicht auf, sie schon zu finden, als er eintrat. Heiter und offen ging sie ihm entgegen, und begrüßte ihn herzlich. Bald fand sich auch der alte Baron dazu ein, und er benutzte die gemüthliche Stunde des Frühstücks, um den Verlobten seinen Plan mit der Reise nach Rom mitzutheilen.

Richard ward dadurch unangenehm an Venedig erinnert, und frug sogleich, wie die Reise gehen würde.

Zu seiner Beruhigung entwarf der Baron den Plan, von Triest über Ankona den Weg einzuschlagen.

Er setzte die ersten Tage des neuen Jahres zur Abreise fest, und erweckte durch seine lebhafte Schilderung des Treibens während der Karnevalszeit in Rom selbst bei Marien ein ungewöhnliches Interesse und frohe Erwartung.

Die kurze Zeit zwischen den Weihnachtsfeiertagen und Neujahr wurde theils zu Vorbereitungen

der Reise, theils zu Besuchen und Ankündigungen der Verlobung bei den benachbarten Herrschaften verwendet. Der Neujahrstag brachte in seinem Verlaufe dann eine Menge von Glückwünschen und Gegenbesuchen, und außerdem noch ein ganz besonderes Freudenfest, welches durch die Jugend des Dorfes veranstaltet war. Die bevorstehende Vermählung Richard's mit Marie gab die Veranlassung dazu.

Festlich gekleidet fanden sich am frühen Morgen eine Anzahl junger Mädchen und Bursche auf dem Schlosse ein. Das erste Mädchen in der Reihe trug einen Kranz von Immergrün, das sie unter dem Schnee gepflückt hatte. Sie näherte sich Richard, dem sie mit einem zierlichen Knix den Kranz überreichte, wobei sie eine kurze Anrede hielt, die der Schulmeister verfertigt hatte, und deren Inhalt sich in den Vergleichen zwischen der ewig grünenden Pflanze, die selbst unter dem Schnee des Winters ihre Frische bewahre, und der Liebe der beiden jungen Brautleute bewegte.

Als das Mädchen geendet hatte, trat ein Bursche zu Marie heran und begann, indem er ihr einen Kranz von Weizenähren darreichte, wie sie von einer Ernte zur andern an der Decke der Bauernstuben aufbewahrt werden, ebenfalls einige Sprüche zu sa-

gen. Der Schulmeister, als Verfasser der beiden Anreden, stand im Hintergrunde und sog gleichsam jedes Wort vom Munde des Sprechers. Aber, o Jammer! kaum hatte der Bursche einige Worte gesprochen, als er verlegen stotterte, stockte und über und über roth, in äußerster Verwirrung da stand. Die Mädchen kicherten, die Bursche ärgerten sich und selbst Richard gerieth einen Augenblick in Verlegenheit. Marie dagegen nahm mit der herzlichsten Freundlichkeit die dargereichte Gabe an, ergänzte mit dem größten Ernste den abgebrochenen Satz des Sprechers, indem sie ihm erwiederte, und wußte durch ihre ungezwungene Haltung den Leutchen die Meinung beizubringen, als sei die Störung gar nicht zu bemerken gewesen. Sie wußte, daß der Bursche mit der verunglückten Rede der Liebhaber des Mädchens war, die sich ihrer Aufgabe so glücklich entledigt hatte, und sie nahm sich deshalb sogleich vor, denselben wo möglich aus seiner beschämenden Lage zu reißen. — Als nun die jungen Leute aufgefordert wurden hereinzutreten und ein kleines Frühstück einzunehmen, machte sie den guten Burschen durch ihre ungezwungene Leutseligkeit bald ganz munter und gesprächig. Da blickten die Andern fast neidisch auf ihn hin und meinten, er müsse etwas ganz besonders Kluges in

seinem Wesen haben, daß ihn das Fräulein so auffallend bevorzuge. Voller Stolz beobachtete ihn seine Geliebte und er war mit einem Male aus seiner lächerlichen Situation herausgerissen und ein Gegenstand der Bewunderung geworden.

Reich beschenkt begaben sich die Gratulanten wieder nach Hause. — Der Bevorzugte mußte seiner Braut und den übrigen Mädchen jedes Wort wiederholen, das Marie mit ihm gesprochen hatte.

Wenige Tage nachher trat der Baron von Neuberg mit den beiden Verlobten die Reise nach Rom an. Bevor sie in den Wagen stiegen, drängte sich Mariens Schützling, der Dorfnarr heran, für dessen ungestörtes Verbleiben im Schlosse und gute Verpflegung sie reichlich Sorge getragen hatte. Er küßte die Kleider seiner Wohlthäterin und ergriff ihre Hand, um zu sehen, ob sie auch sein Geschenk mit auf die Reise nehmen werde. Marie verstand ihn und lächelte. Sie zog den Ring, den sie an einer Schnur wie ein Amulet um den Hals trug, hervor, und ihr armer Schützling jubelte und sprang vor Freude in die Höhe. Von der edlen That, deren Erinnerung sich an den Ring knüpfte und die ihr denselben als einen Talisman erscheinen ließ, wußte er freilich nichts.

Sechstes Kapitel.

Die ersten Wochen des Jahres bringen für Rom bekanntlich eine ganze Reihe von Festtagen und Lustbarkeiten: das Fest der heiligen drei Könige, das Fest der päpstlichen Stuhlfeier und endlich die acht Karnevalstage, während denen das buntbewegte Volksleben vor den stilleren Wochen der Fasten in bachantischem Getümmel austobt. Die Corsofahrten bieten während dieser ganzen Zeit Bilder des lebhaftesten Treibens dar, Alles, was in Rom schön genug ist oder es zu sein glaubt, um sich bewundern oder begaffen zu lassen, zeigt sich des Abends zu Wagen oder zu Pferd den Augen des stets schaulustigen Publikums. Masken tauchen dazwischen hier und da auf und treiben ihr muthwilliges Spiel mit den Begegnenden. Der Zudrang der Fremden wird mit jedem Tage größer und jeder, der die Absicht hat, Rom zu besuchen, richtet es so ein, daß er zur Karnevalszeit sich dort aufhält.

Die schöne, neuvermählte Fürstin Makonski befand sich denn auch bereits seit einigen Wochen mit ihrem Gatten in Rom. Sie hielt es natürlich als echte Italienerin für ein Verbrechen, die tägliche Corsofahrt jemals zu versäumen, und pflegte nach

derselben sich an jedem Abend im Theater in ihrer Loge einzufinden, weniger um der hundertmal gehörten Oper beizuwohnen, als um dort Besuche zu empfangen. Regelmäßig pflegten ihr dann einige junge Kavaliere, Söhne aus vornehmen Familien, mit denen sie bereits bekannt geworden war, die Neuigkeiten des Tages zu hinterbringen und fade Schmeicheleien zu sagen.

In der letzten Zeit betrafen nun diese Berichte gewöhnlich die Ankunft hoher Personen, oder solcher, die sich durch ihre öffentliche Stellung und sonstige Besonderheiten auszeichneten.

So hinterbrachte denn auch eines Abends einer der jungen Herren die Nachricht, daß eine deutsche Familie angekommen sei, bestehend aus dem Vater, der ein rechter deutscher Bär zu sein scheine, dem Sohne und der Verlobten des letzteren, die durch ihre Schönheit gewiß bald allgemeines Aufsehen in Rom erregen würde.

Eine solche Neuigkeit ist für eine italienische Logengesellschaft, namentlich wenn die Besitzerin selbst jung, schön und angebetet ist, keine Kleinigkeit. Man stürmte mit Tausend Fragen auf den jungen Conte Feraldo, den Bringer der Nachricht, ein, und wollte wissen, wo die schöne Deutsche wohne, was sie für

Haare, was für Augen habe, und ob sie sich wohl Abends auf dem Corso zeigen würde.

Auch die Fürstin hatte verschiedene Fragen gethan, und frug endlich noch nach dem Namen der Fremden.

Der Conte, froh, endlich eine der vielen Fragen beantworten zu können, nannte den Namen des Baron von Neuberg.

Zum Glück für Aurora klang dieser Name den meisten ihrer Besucher so barbarisch, daß sie ihn alle mehrmals laut in den wunderbarsten Variationen zum Verdruß der Nächstsitzenden, die sich in ihrer musikalischen Aufmerksamkeit dadurch gestört fanden, wiederholten. Aurora konnte während dessen hinter ihrem Fächer die heftige Ueberraschung verbergen, welche ihr die Nennung des Namens bereitet hatte.

Nach einigen Augenblicken wendete sie sich freundlich zu dem neben ihr sitzenden Principe Monto und bat ihn, seinen Platz doch für einige Augenblicke mit dem des Conte Feraldo zu wechseln, da sie diesen um etwas zu fragen habe.

Der Principe stand sogleich auf und räumte seinen Platz dem Conte, welcher sich sehr erfreut näherte, nachdem ihn die Fürstin mit besonders freundlicher Stimme dazu aufgefordert hatte.

„Wie war doch der Name, den sie vorhin nannten?“ fragte sie, und als der Gefragte denselben wiederholt hatte, fuhr sie fort: „So, und sie sagten, daß der Baron mit seinem Sohne und dessen Verlobten hier sei?“

„Verlobte oder Schwester,“ erwiederte der Conte. „Der Baron hat seine Wohnung gerade dem Palaste meines Vaters gegenüber genommen, und ich bin dadurch auf die Familie aufmerksam geworden, Sie sind erst seit gestern hier angelangt; noch weiß ich nichts näheres.“

„Die Dame ist also sehr schön?“ frug Aurora weiter.

„Sie ist schön genug, um einiges Aufsehen hier zu machen, obwohl damit keineswegs gesagt ist, daß nicht weit schönere Damen sich im Augenblicke in Rom befinden,“ entgegnete der junge Mann mit einer leichten Verbeugung und einem erklärendem Blicke.

Aurora lächelte. „Wissen Sie, bester Conte,“ sagte sie, „daß ich sehr neugierig bin, die Schönheit der jungen Dame selbst zu prüfen, der Name Neuberg ist mir von meiner Mutter her nicht unbekannt; ich glaube, sie kannte den alten Baron oder dessen Frau, — was weiß ich! Könnten Sie mir nicht Gelegenheit verschaffen, die Familie zu sehen?“

„Ich werde darüber nachdenken," versetzte der Conte, „und verspreche Ihnen, es jedenfalls möglich zu machen, daß Sie irgendwo mit ihnen zusammen kommen."

„Thun Sie das, liebster Freund," entgegnete die Fürstin, und verabfolgte ihrem Nachbar, als Abschlag ihres Dankes, einen so freundlichen Blick, daß dieser sich durchaus nicht geneigt fand, seinen erborgten Platz mit dem frühern Besitzer desselben wieder umzuwechseln. Im Verlaufe der Vorstellung versprach er am andern Abend nähere Mittheilungen und wo möglich einen entworfenen Plan mitzubringen.

Am folgenden Tage gab sich der junge Conte alle erdenkliche Mühe, um mit Richard von Neuberg bekannt zu werden. Er lauerte auf den Augenblick, wo dieser ausgehen werde, leider aber ging Richard im Verlaufe des ganzen Tages nie allein, sondern stets in Begleitung seines Vaters und seiner Verlobten aus der Wohnung.

Endlich, gegen Abend, verließ er allein das Haus und begab sich in ein nahe gelegenes Kaffeehaus. Eilig folgte ihm der Conte dahin nach und nahm dort angekommen, anscheinend zufällig, an seiner Seite Platz.

Es konnte Richard durchaus nicht auffallend erscheinen, daß ein feingekleideter, junger Mann, leb-

haft, wie die Italiener alle sind, sich mit ihm in ein Gespräch einließ, bald auch aus der Aussprache die Vermuthung schöpfte, daß er ein Deutscher sein müsse, und ihn nun über den Verlauf seiner Reise, den Zweck seines Aufenthalts, die Dauer desselben und andere Umstände befrug.

Richard ging auf das Gespräch ein und gab über die meisten Fragen bereitwillig Auskunft, doch verschwieg er den eigentlichen Zweck seines Hierseins, seine bevorstehende Vermählung mit Marie.

Der Italiener kam nun auf den Gedanken, daß die junge Dame vielleicht gar nicht die Braut, sondern die Schwester oder irgend eine Anverwandte seines Gesellschafters sei, und da ihm als nächstem Nachbar fast eben so viel daran lag, etwas Näheres über die schöne Fremde zu erfahren, als es ihm darum zu thun war, der Fürstin Makonski Bericht zu erstatten, so setzte er seine Erkundigung in seinem Interesse fort und frug den jungen Baron, ob er sich allein in Rom befände.

Dieser fand sich durchaus nicht bewogen, eine Kaffeehausbekanntschaft besonders zu berücksichtigen, und da er es noch in der Gewohnheit hatte, Marie seine Schwester zu nennen, so entgegnete er leichtsin-

nig, daß er mit seinem Vater und seiner Schwester zusammen hierher gekommen sei.

Diese Neuigkeit war richtig und da die Theaterzeit bereits angebrochen war, so brach der Conte eilig auf, um so bald wie möglich seiner Freundin, der Fürstin Makonski, den versprochenen Bericht zu erstatten.

Die Fürstin sah dem Conte erwartungsvoll entgegen. Sie hatte bei der gestrigen Nachricht heftige Eifersucht empfunden und begrüßte daher die neue Botschaft mit so ganz besonderer Freude, daß der Überbringer derselben in den Irrthum versetzt ward, es sei ihm gelungen, durch seine Dienstbereitwilligkeit das Herz der schönen Vielumworbenen erobert zu haben. In Wahrheit war er der Fürstin indessen ebenso gleichgiltig, wie alle andern, die sie umschwärmten.

Der Fürst ließ seiner jungen Gemahlin seit ihrer Vermählung die vollkommenste Freiheit und ging selbst dem Spiel und seinen eignen Vergnügungen nach. Ihre Schönheit, ihre hohe gesellschaftliche Stellung verschafften ihr denn auch bald eine Menge von Anbetern. Was Wunder, daß sie diese schon gänzlich überdrüßig war, und daß sie die Erinnerung an den ohnehin noch nicht vergessenen, spröden jungen Deutschen, der sich ihrer Liebe zuerst erfreut und

sie dann verschmäht hatte, in große Bewegung versetzte. Sie hoffte, die Zeit werde auf ihn gewirkt haben und ein Wiedersehn werde ihn zurück zu ihren Füßen führen.

Sie trug dem Conte Feraldo also auf, weiter in der Beobachtung der Familie des Barons von Neuberg fortzufahren und eine Gelegenheit zu veranstalten, wo sie sich derselben ohne Aufsehen bemerklich machen oder nähern könne.

Diese Gelegenheit sollte sich bald finden. Aber noch ein anderes Wiedersehen bereitete sich zu derselben Zeit in Rom vor.

Wie wir wissen, hatte Otto Schaller zu seiner vollkommenen Wiederherstellung den Winter in Berlin zubringen und dann eine Reise nach Italien machen sollen. Bei seiner Zurückkunft war dann beabsichtigt worden, ihn zum Führer des Geschäfts an seines Vaters Stelle einzusetzen.

Otto war auch damals sogleich nach Berlin gereist; aber schon nach wenigen Wochen, nachdem er die vielen Sehenswürdigkeiten der Stadt besichtigt, und das Leben dort hinlänglich kennen gelernt hatte, fand er an der unthätigen Beschaulichkeit eines solchen beobachtenden Lebens keine Freude mehr, und begab sich sogleich auf die Weiterreise, um vor

dem Beginne des Frühjahrs wieder zu Hause und in seiner gewohnten Thätigkeit zu sein.

Aus Allem, was ihm begegnete, zog er so viel Vortheil für seinen Geist, als möglich, und konnte sich sagen, daß diese Reise seine Ansichten über Welt und Menschen bedeutend gereift und verändert habe; aber er fühlte es zugleich klar, daß das Bedürfniß nach einer regelmäßigen Thätigkeit ihn beherrsche, auf die gestützt für ihn allein der wahre Werth des Lebens erwachsen könne.

Otto befand sich bereits zu derselben Zeit in Rom, als die Familie von Neuberg dort anlangte. Er hatte nicht die Absicht, die ganze Karnevalszeit daselbst zuzubringen, denn eine fortdauernde Unruhe gönnte ihm dazu nicht Behaglichkeit genug, und seine Gedanken waren stets auf die Rückkehr geheftet, da er von der Beschäftigung, die ihn dann erwartete, vollkommene Befriedigung und Ruhe zu finden hoffen durfte.

So wanderte er eines Tages in den Straßen von Rom umher, und bemerkte es nicht, wie am Corso, zwischen andern, ein Wagen an ihm vorbeifuhr, in welchem ein alter Herr mit einer jungen Dame saß.

Er selbst war dagegen wohl bemerkt worden,

Marie hatte ihn gesehen und war todtenbleich, stumm auf den Sitz des Wagens zurückgesunken. Ihr Begleiter, der alte Baron von Neuberg, erschrak heftig, und befahl sogleich zurückzufahren. Zu Hause angekommen, frug er besorgt, als Marie sich erholt hatte, um die Ursache ihres plötzlichen Unwohlseins. Diese aber, in der Voraussetzung, daß die Ursache ihres Schreckens, wenn sie keine Täuschung war, dem Baron äußerst unangenehm sein werde, verschloß sie vor der Hand in der Brust und gab eine ausweichende Erklärung des Unfalles. In ihrem Herzen waren jedoch auf's Neue bittere Schmerzen und der heftigste Kampf erwacht, denn die ganze Vergangenheit mit ihrer unaussprechlichen Wonne und dem darauf folgenden tiefen Weh hatte in einem Blick wieder ihre Rechte über sie gewonnen, und sie fühlte, daß sie Otto immer noch, ja mehr als je liebte. Qualvolle Stunden bereitete ihr nun das Zusammensein mit Richard, unabläßig waren ihre Gedanken damit beschäftigt, daß in derselben Stadt zu derselben Zeit der Mann weile, den ihr Herz zu der Stelle erkoren hatte, die sie nun aus Pflichtgefühl einem Andern einräumen sollte. Otto war ihr blaß erschienen, und dieser Umstand warf tausend Zweifel in ihre Seele. Wie, wenn er krank gewesen wäre?

Wenn er um ihretwillen gelitten hätte? Vielleicht hatte er sein Entferntbleiben bald bereut, sie aufgesucht, und da er sie nicht fand, hatte er sich der Verzweiflung überlassen und die Gegend seiner Geburt verlassen. Was führte ihn nach Rom? War er vorübergehend hier, oder gedachte er zu bleiben? Was sollte sie beginnen, wenn sie ihn begegnen würde? — Alle diese Gedanken wechselten und wogten in ihrer Brust und sie schloß die ganze helle Winternacht kein Auge zu, sondern blickte sorgenvoll hinaus auf die ewige Stadt voll Wunder und Räthsel.

Der Conte Feraldo war indessen mehrmals mit Richard zusammengetroffen und hatte keine Gelegenheit versäumt, um auszukundschaften, an welchem öffentlichen Orte dieser mit seiner Familie anzutreffen sei. An dem Tage, nachdem Marie Otto gesehen hatte, mußte sie zu Hause bleiben, da sie sich nicht wohl fühlte, und an eben diesem Tage benachrichtigte der Conte Feraldo den jungen Baron von Neuberg, daß am darauffolgenden Morgen eine große musikalische Messe in der St. Peterskirche stattfinden werde.

Soviel Richard wußte, hatte sein Vater noch keine Schritte gethan, um wegen Ertheilung des

Dispens Audienz beim Papste zu erlangen. Er erkundigte sich also beim Conte, ob der folgende Tag wohl zur Audienz geeignet sein möge, ohne jedoch den näheren Zweck derselben auseinander zu setzen.

Der Gefragte erklärte ihm, daß er keinen bessern Tag wählen könne und Richard beschloß nun den Vormittag, während sein Vater sich zur Audienz vorbereite, mit Marie nach der Peterskirche zu gehen. Als ihn daher der junge Italiener beim Abschiede frug, ob er sich entschlossen habe, dem festlichen Gottesdienste beizuwohnen, bejahte er dies und gab jenem dadurch die Veranlassung zu dem Plane, sowohl der jungen Fürstin Makonski als sich selbst zum gewünschten Ziele zu verhelfen. Er gedachte Richard auf die Fürstin aufmerksam zu machen, und unterdessen die Gelegenheit wahrzunehmen, um sich der schönen vermeintlichen Schwester des jungen Deutschen zu nähern.

Marie ging gerne am folgenden Morgen auf den Vorschlag Richard's ein. Sie hoffte in der Kirche andächtige Sammlung zu gewinnen und dann mit größerer Ruhe zurückkehren zu können.

Sie begaben sich mit einander nach dem gewaltigen Riesendome.

Die heilige Handlung begann und Marie war in wehmüthige Andacht versunken, während Richard aufmerksam dem musikalischen Theile des Gottesdienstes lauschte.

Unterdessen aber wurden sie Beide genau beobachtet.

Der Conte Feraldo, der sich mit seiner schönen jungen Freundin ebenfalls eingefunden, hatte die beiden gesuchten Fremden bald entdeckt und mit seiner Begleiterin seinen Platz so gewählt, daß er Richard beim Herausgehen unmöglich verfehlen konnte.

Die Fürstin war mit seinem Plane vollständig einverstanden. Er sollte den jungen Baron beim Herausgehen anreden und dafür sorgen, daß dieser unverhofft der Fürstin gegenüber stehe. Sie hatte dabei die Absicht, den Eindruck zu beobachten, den dieß Wiedersehen auf Richard ausüben werde.

Alles ging nach Wunsch. Als die Menge dem Ausgange zueilte, gelangte Richard mit Marie, der er natürlich, bevor sie vor der Pforte waren, den Arm nicht anbieten konnte, in die Nähe des Conte Feraldo.

Dieser grüßte Richard, sprach ihn freundlich an und unterhielt sich eine kurze Weile mit ihm. Plötzlich

wendete der Conte sich zu seiner Begleiterin, als wollte er sie über etwas befragen.

Durch diese Wendung war für Aurora der Augenblick gekommen, um ihr Gesicht Richard zuzuwenden.

Dieser erkannte sie kaum, als ein jäher Schreck ihn durchfuhr. In der äußersten Verwirrung, besorgt, daß Marie etwas von dem Vorgange gewahr werde, wagte er es nicht, sich nach dieser umzusehen, sondern drängte in eiliger Hast nach der Pforte und durch diese hinaus in's Freie. Dort erst kehrte er sich um. Als er Marie nicht gewahr wurde, wollte er nicht wieder in die Kirche zurückgehen, sondern drängte sich seitwärts und beobachtete die Herausgehenden genau, um jene so zu erwarten. Er stand lange dort, die Kirche hatte sich geleert, Marie war nicht herausgekommen. Er trat darauf hinein und durchforschte ängstlich den ganzen Raum, ohne sie gewahr zu werden. Er mußte sie in der Verwirrung übersehen haben, als sie herausging. Gut, daß die Wohnung nicht sehr weit entfernt und der Weg dahin leicht zu finden ist, dachte er bei sich und eilte, noch immer verwirrt von der unverhofften Begegnung, rasch dort hin.

Marie war jedoch gar nicht aus der Kirche gekommen. Als Richard den Conte und die Fürstin so plötzlich verlassen hatte, konnte sich der erstere sein

Betragen durchaus nicht erklären. Er glaubte indeß die Gelegenheit um so mehr zu seinem Vortheil benützen zu müssen und wendete sich mit der größten Artigkeit zu Marie, um diese anzureden. Marie verstand die italienische Sprache nicht; sie gerieth in lebhafte Verwirrung und diese vermehrte sich und steigerte sich zur Angst, als sie Richard so rasch forteilen sah.

Durch alles dieses waren die Umstehenden aufmerksam geworden, und bald blickten eine Menge Menschen auf das einzelne schöne Mädchen hin.

Plötzlich drängte sich ein junger Mann durch die umgebenden Neugierigen, schob den Conte Feraldo zur Seite und indem er wie verklärt in Mariens Gesicht blickte, rief er auf deutsch laut aus:

„Marie! sehe ich recht, Marie!"

„Otto!" rief das junge Mädchen mit unbeschreiblichem Ausdrucke dagegen, und wäre ohnmächtig hingesunken, hätte der junge Mann sie nicht in seinen Armen aufgefangen.

Die herausströmende Menge war einen Augenblick gehemmt. Verwundert blickte man auf die beiden jungen Leute, die ihrer Sprache nach Fremde sein mußten und sich hier so unvermuthet mitten im Gewühl erkannten. Als Otto jedoch die Ohnmäch-

tige aufhob und nach der Sakristei hintrug, verfolgte die gleichgiltige Menge, den besonderen Vorfall lebhaft besprechend, wieder ihren Weg weiter.

Otto hatte alles um sich vergessen. Halb besorgt um der Geliebten Gesundheit, halb auch, als könne sie ihm wieder entrissen werden, hielt er sie wie eine Mutter ihr Kind, in seinen Armen fest, Alles um ihn her durfte in diesem Augenblicke in Trümmer zerfallen, er hätte nichts gefühlt als das Einzige, daß die verloren- und todtgeglaubte Geliebte wieder an seinem Herzen lag. Als er in der Sakristei angekommen war, ließ er sie sanft auf eine Bank nieder, und hielt sie an seine Brust gelehnt aufrecht. Ein junger Priester brachte etwas Brod und Wein, entfernte sich, und ließ die Beiden allein.

Otto hielt die Ohnmächtige noch immer in seinen Armen und suchte bald dadurch, daß er ihr die süßesten Namen gab, bald durch seine Küsse sie wieder zu erwecken. Kein Nachdenken darüber, wie Marie nach Rom gekommen sei, was sie hier suche, oder wie überhaupt ihr Schicksal sich gestaltet habe, fand in diesem Augenblicke bei ihm Platz; die Angst um ihr Leben wechselte in seiner Brust mit dem Schauer des Entzückens über das unverhoffte Wiedersehen. Er wünschte, daß sie die Augen öffnen und erwachen

möge, und doch wieder gab ihm der Augenblick, wo sie so hilflos an seiner Brust lag, eine Seligkeit, der er kein Ende denken konnte.

Endlich erwachte Marie und das Erste war, als sie Otto erkannt hatte, daß sie in ein herzbrechendes Weinen ausbrach und ihr Gesicht schluchzend mit beiden Händen bedeckte.

Otto kniete vor ihr nieder. Ihre Thränen erschreckten ihn und riefen tausenderlei trübe Ahnungen in ihm wach. Jetzt erst kam es ihm in den Sinn, daß die wunderbarsten Schicksale das unscheinbare Mädchen aus dem Dorfe am Rheine hierher geführt haben mußten.

Als Mariens Thränen indeß nicht aufhören wollten zu fließen, ergriff ein unendliches Mitleid mit ihrem Jammer das Herz ihres Freundes. Seiner selbst kaum mächtig, mußte er an sich halten, um nicht ebenfalls laut aufzuschluchzen.

Er schritt mehrmals den kleinen Raum auf und ab und rang nach Worten, um seiner gepreßten Brust Luft zu schaffen.

„Welch ein Wiedersehen!“ sagte er endlich, vor Marie stillstehend. Eine Ohnmacht folgt dem ersten Blick und das Erwachen daraus giebt einer Szene Raum, die eher der Verzweiflung, als der Freude

gleicht. Sprich zu mir, Marie, sage mir ein Wort, sage mir, daß Du mich noch liebst, und ich sehe mit Ruhe allen weiteren Eröffnungen entgegen."

„Ach, Otto!" entgegnete schluchzend das Mädchen, „Du fragst, ob ich Dich noch liebe? Was gab Dir ein Recht an der Unzerstörbarkeit meiner Liebe zu zweifeln? Habe ich Dich verlassen? habe ich nicht gerungen drei Tage und drei Nächte in unsäglicher Qual, und wäre ich nicht längst in Jammer und Elend von der Erde entschwunden, weil Du mich verließest, wenn eine höhere Fügung mir nicht schützend zur Seite gestanden hätte?"

„O, ich ahnte es!" rief Otto aus. „Du verließest die Gegend, wo wir einst so glücklich waren, weil Du mich für ungetreu hieltest. Du hast es nicht gewußt, Du Ärmste, weshalb ich von Dir entfernt blieb, denn wie konntest Du es ahnen, welch ein plötzlicher Unfall mich für mehrere Tage gänzlich besinnungslos machte. Armes, armes Herz, was hast Du gelitten, da Du mich für wortbrüchig halten mußtest, mich, der nie aufgehört hat, für Dich zu athmen!"

„Sprichst Du wahr?" rief Marie entzückt aus, faltete ihre Hände über die Brust, und sah mit thränendem Auge verklärt zu Otto auf. „O sag

es mir noch einmal, daß Du mich noch liebst, daß Du nicht freventlich mich verlassen wolltest und alles Leid schwindet dahin vor der Wonne dieses einzigen Wortes."

„Marie, einzig Geliebte meines Herzens!" jubelte Otto, und schloß die Wiedergefundene fest an seine Brust.

Seine Thränen vermischten sich mit den ihrigen, aber es waren nicht mehr Thränen des trostlosen Schmerzes, sie galten dem höchsten Entzücken, das sich nicht in Worten zu ergießen vermochte.

„Aber sprich, erzähle, wie Du hierher kamst?" frug darauf Otto die Geliebte, indem er sich Hand in Hand mit ihr niedersetzte.

Marie erzählte in kurzen Worten alles, was sich seit dem letzten Abschiede von Otto mit ihr zugetragen hatte. Wie sie ihn erwartet; wie sie dann, halb irre geworden an der Welt und an Gott, die Gegend habe verlassen wollen, wo sie so unendliches Leid erduldet hatte; wie sie die Vorsehung ihren Oheim habe finden lassen, der sie an Kindesstatt angenommen, und wie sie nun mit diesem bis hierher gekommen sei. Bei dem letzten Theile ihrer Erzählung zögerte sie etwas und gerieth in Verwirrung, da sie daran erinnert wurde, daß sie nun die Hoff-

nung Richard's und dessen Vaters nicht erfüllen könne. Sie schüttete ihr ganzes Herz vor dem Geliebten aus und verhehlte ihm nichts von Allem, was zwischen ihr und Richard vorgefallen war. Jetzt konnte ja nicht mehr die Rede vom Zögern und Verschweigen sein, sie wollte nur seinen Rath, wie sie sich weiter benehmen solle. Dann forderte sie ihn auf, ihr nun zu erzählen, was ihn damals abgehalten, zu ihr zu kommen und was er bisher erlebt hatte.

Sie bebte bei der Mittheilung seines Unfalls, weinte Thränen der Wehmuth, als er ihr die Trauer schilderte, die ihn ergriffen, nachdem er sie todt geglaubt.

Als er geendet hatte, war es Beiden, als läge nur ein schwerer Traum zwischen ihrem letzten Abschiede und dem heutigen Wiedersehen. Der erste Sturm der Freude war vorüber, aber eine Ruhe der Seligkeit, ein unendlicher himmlischer Friede war in ihre Herzen eingekehrt und erfüllte sie mit dem höchsten Muth der wahren Liebe. Sie umarmten sich auf's Neue, und Otto wollte der Geliebten sogleich zu ihrem Vater folgen. Marie aber bat ihn, sie nur bis zur Thüre der Wohnung zu begleiten, beschrieb ihm, wann er am andern Tage ungehindert eintreten

könne, und versprach seinen Besuch inzwischen anzukündigen und ihm eine freundliche Aufnahme zu bereiten.

Siebentes Kapitel.

Als Marie zu Hause anlangte, war Richard bereits wieder weggegangen, um sie ernstlich aufzusuchen. Dieser Umstand kam ihr sehr gelegen, sie konnte sich vollkommen wieder fassen und einen Plan entwerfen, wie sie dem alten Baron ihre überraschende Neuigkeit schonend beibringen wolle.

Bald darauf kam dieser sehr befriedigt von seiner Audienz im Vatikan zurück. Ohne Ahnung von dem Vorgefallenen beeilte er sich, von der freundlichen Aufnahme zu berichten, welche ihm Papst Pius, trotz den Differenzen, die zwischen ihm und Oestreich damals obwalteten, zu Theil hatte werden lassen.

Man hatte sich eine wichtige Neuigkeit im Vatikan zugeflüstert, ohne sie jedoch verbürgen zu können. Es sollte nämlich in Paris eine Revolution ausgebrochen sein, welche das Ministerium Guizot gestürzt habe. Diese Neuigkeit war im Zusammenhang mit

den Bewegungen in Italien, die sämmtlich auf Reform ausgingen und in der Lombardei, Venedig und Modena bereits so weit gekommen waren, daß Oestreich zur Strenge gegriffen und das Standrecht erklärt hatte, von großer Wichtigkeit. Jedoch hatte die Miene des Papstes durchaus nicht errathen lassen, ob er schon davon in Kenntniß gesetzt sei.

Bekanntlich empfängt der Papst herkömmlicher Weise zu gewissen Tagen und an bestimmter Stunde alle Fremden, die ihn zu sehen wünschen. Früher war es dabei üblich seinen Pantoffel zu küssen, neuerdings ist dies jedoch dahin ungeändert, daß er auf seinem Thronsessel sitzend, die rechte Hand auf die Lehne desselben aufstützt, und jeder der Vorübergehenden dann den Siegelring an seinem Finger mit den Lippen berührt. Bei besondern Angelegenheiten, wo dies Zeremoniel nur zur Einführung dient, entfaltete Pius IX. ein äußerst loyales Wesen; so auch dem Baron von Neuberg gegenüber, dem von Wien aus gewichtige Empfehlungen zur Seite standen. Der Baron konnte daher nicht zu Ende kommen, die Milde und Freundlichkeit in den Gesichtszügen des Papstes zu rühmen. Er erinnerte dabei an die Zeit, wo dieser als päpstlicher Nuntius während der Cholera in Neapel eine Aufopferungsfähigkeit be-

wiesen hatte, die ihn mit Recht in den Augen des Volkes als Heiligen erscheinen ließ. Damals hatte er seine ganzen Habseligkeiten vertheilt und war zu Fuß in jede Hütte geeilt, wo ein Kranker hilfbedürftig lag. — Sein erstes Auftreten als Papst bewies später die erhabene Freimüthigkeit seiner Gesinnung, und wie sehr sein persönliches Erscheinen auf Jedermann einnehmend wirkte, hatte der Baron genügend an sich erfahren. Der Dispens sollte ohne Anstand ertheilt und die beiden Verlobten bei nächster Gelegenheit dem Papste vorgestellt werden.

Marie war schmerzlich berührt durch die heitere Laune des alten Barons. Seine eifrige Mittheilung gab ihr einen neuen Beweis, wie sehr ihn der Gedanke an die Verbindung zwischen ihr und Richard erfreue und wie sicher er sich in demselben fühle, und nun sollte sie mit einem Male alle diese schönen Hoffnungen und Aussichten für ihn zerstören! Zwar fühlte sie mehr als je, daß sie ihm stets eine treue, liebende Tochter bleiben werde, aber er hatte doch Richard's Glück für die Zukunft von dieser Verbindung abhängig geglaubt! Sie litt schmerzlich bei dem Bewußtsein, daß ihr Schicksal sie in diesen Kampf gestellt und den Entschluß allein auf sie übertragen habe. Aber die Liebe macht stark. Kein Kampf ist so schwer,

daß sie darin nicht siege; sie schlägt Wunden, aber sie führt auch den Balsam mit, diese zu heilen.

Marie ließ den alten Baron seine Erzählung beenden und wollte ihm hierauf ihr Begegnen mit Otto auf eine schickliche Weise eben mittheilen, als die Ankunft Richard's sie für den Augenblick aus ihrer Verlegenheit riß. Dieser trat rasch ein und ohne etwas weiteres zu bedenken, eilte er mit einem freudigen Ausruf auf Marie zu, um sich zu erkundigen, wie sie aus der Kirche und nach Hause gekommen sei. Eine schlimme Ahnung hatte ihn vermuthen lassen, daß der Conte Feraldo oder Aurora etwas gegen ihn unternommen und Marien vielleicht gar Eröffnungen in Betreff seiner gemacht haben möchten.

Marie athmete auf, als sie Richard's Frage vernahm. Sie knüpfte an die Entgegnung darauf sogleich die Einleitung zur Erklärung ihres Zusammentreffens mit Otto, indem sie sagte, daß ein unverhofftes Wiedersehn sie zurückgehalten und so überrascht habe, daß sie sich in der Sakristei habe erholen müssen.

Richard begnügte sich mit dieser Erklärung, weil er Schlimmeres befürchtet hatte, und er war froh, daß weder der Conte Feraldo noch Aurora bei Mariens Zurückbleiben im Spiele waren.

Sein Vater dagegen fand es auffallend, daß ein Wiedersehen Marie so sehr überrascht und bewegt hatte. Eine gleichgiltige Persönlichkeit konnte dies nicht bewirkt haben und da er des Zufalls auf der Straße vor einigen Tagen beim Vorüberfahren gedachte, kam ihm halb und halb die Ahnung, wer es gewesen sein könne.

Er würde unter andern Umständen sicher weiter gefragt haben, nun aber vermied er es und ward in seiner Ahnung noch bestärkt, als Marie ihm ankündigte, daß er morgen auf einen Besuch aus der Heimat gefaßt sein solle, den sie ihn noch näher bezeichnen werde.

„Und dieser Besuch hat Dich in der Kirche zurückgehalten und von Richard's Begleitung getrennt?" frug er.

Marie bejahte es.

„Du hast ihn bereits vor einigen Tagen hier in Rom gesehen und es verschwiegen?" forschte der Baron weiter, und als Marie nicht gleich darauf zu antworten wußte, war er überzeugt, daß er richtig gerathen habe. Da er jedoch in der festen Meinung war, Marie sei von einem Unwürdigen hintergangen worden, so erfüllte ihn diese Nachricht mit doppelter Besorgniß und er faßte Pläne, sich und

seine Adoptivtochter vor dem gefährlichen Feinde zu schützen. Er schwieg daher einstweilen still und ließ nichts von seinen Gedanken erkennen.

Da Richard seit seiner Begegnung mit Aurora keinen weitern Gedanken hatte, als so schnell wie möglich Rom verlassen zu können, so dachte er über Mariens Abenteuer nicht weiter nach, sondern frug nur noch rasch, ob sein Vater durch den Besuch beim Papste seinen Zweck erreicht habe. Als dieser ihm dies bejahte, war Richard sogleich mit weiteren Vorschlägen wegen Beschleunigung seiner Verbindung mit Marie und Beendigung des Aufenthaltes in Rom beschäftigt. Da der Karneval nicht fern war und während der Fastenzeit dem katholischen Ritus zufolge, keine Trauungen vorgenommen werden dürfen, so fand diese durch die besonderen Umstände hervorgerufene Eile eine natürliche Erklärung.

Im Laufe des Tages suchte Marie die Gelegenheit, um ihrem Vater vorsichtig nähere Aufschlüsse über ihr Zusammentreffen mit Otto zu geben. So gut sie übrigens vorbereitet zu sein glaubte, um denselben behutsam davon in Kenntniß zu setzen, so schlecht gelang es ihr, lange mit der ganzen Wahrheit zurückzuhalten. Ihre Lippen flossen über, denn ihr Herz war erfüllt von Glück und Wonne. Freilich

kamen ihr dabei auch aufrichtige Thränen der Betrübniß wegen Richard in die Augen, aber das Gefühl war mächtig in ihr, daß ihr Vater nur ihr Glück wünschen könne.

Der Baron hatte nichts anderes erwartet. Es entsprach jedoch seinem rasch entschlossenen Wesen vollständig, daß er bereits die feste Absicht in sich trug, hier eben so eigenmächtig für Mariens Wohl Sorge zu tragen, wie er früher Richard's Bestes zu befördern glaubte, indem er dessen Verbindung mit Louise hintertrieb. Er nahm also Mariens Mittheilung ruhig hin und sagte ihr nur, er werde den Besuch des jungen Mannes erwarten. „Aber," wendete er sich rasch zu ihr, „Du weißt noch immer seinen Namen nicht?" Marie mußte diese Frage verneinen und that dies, indem sie sagte: „Er hat mich auch nach Ihrem Namen nicht gefragt und sich damit begnügt, daß Sie für ihn mein väterlicher Wohlthäter sind." — Der Baron schwieg.

Die Nachricht von der in Paris ausgebrochenen Revolution hatte sich am folgenden Tage nicht nur bestätigt, sondern die Lage der Dinge war sogar noch drohender geschildert worden, und ein neues Gerücht hatte den König Louis Philipp abdanken und nach England entfliehen lassen. Ganz Rom war

über diese Nachrichten in der lebhaftesten Bewegung, denn man sah voraus, daß sie nicht ohne bedeutende Folgen für Italien bleiben würden. In der Lombardei war es ohnehin schon zum Auflauf und drohenden Angriffen zwischen Bürgern und Militär gekommen und in Venedig eine Demonstration im Theater dadurch eingeleitet worden, daß die Cerito zu Ehren der neapolitanischen Verfassung im Theater fenice die Sicilienne in italienischen Farben tanzen mußte.

Als Otto bei Baron von Neuberg eintrat, war Richard ausgegangen und Marie befand sich mit ihrem Vater allein. Dieser ging dem Eintretenden entgegen und forschte mit finsteren, kalten Blicken in den Zügen des jungen Mannes. Da sich Beide nie gesehen hatten, konnten sie sich nicht erkennen und Otto beeilte sich, seinen Namen zu nennen.

Wie erstaunte der alte Baron, als er damit in ihm den Sohn des Mannes erkannte, dessen Bekanntschaft unter so ungünstigen Umständen den schlimmsten Eindruck auf ihn hervorgerufen hatte. Es erschien ihm nun ganz unzweifelhaft, daß Otto niemals wahre Neigung zu dem armen, namenlosen Mädchen gefaßt haben könne und der Verdacht befestigte sich in ihm, daß weder dessen Liebe von da-

mals, noch seine Wiederkehr jetzt, aus reinen, uneigennützigen Absichten hervorgegangen sei. Wie leicht konnte es unterdessen schon durch die alte Baronin bekannt geworden sein, daß Marie von ihm an Kindesstatt angenommen war.

Er nahm also eine noch kältere Miene an. „Sie sind schon längere Zeit in Rom?" frug er und fixirte Otto dabei mit forschenden Blicken, „man interessirt sich an fremden Orten für die Ankunft von Landsleuten und so haben Sie wohl von ihren Bekannten erfahren, daß wir hier angekommen seien."

Otto verneinte diese Frage.

„Irre ich nicht," fuhr der Baron weiter fort, „so sind wir Ihnen vor mehreren Tagen auf der Straße begegnet; erinnern Sie sich nicht?"

Auch hierauf antwortete Otto verneinend.

„Meine Nichte hat mir mitgetheilt," begann jetzt der Baron, „daß Sie sie bereits früher kannten. Sie waren ohne Zweifel sehr erfreut, als Sie die glückliche Wendung ihres Schicksals erfuhren?"

„Ich ahnte diese durchaus nicht," entgegnete Otto, „denn damals, als ihre Pflegemutter uns die Geschichte ihrer Geburt erzählt hatte, war an eine Wiedervereinigung mit ihren Verwandten schwer zu denken, und als sie während meiner Krankheit die

Gegend verließ, hatte ich leider nicht den Trost, irgend eine Spur ihres Aufenthalts zu entdecken. Wie konnte ich anders denken, als daß der Tod sie für immer von mir fortgeführt habe. Doch, Sie sagten," fuhr er fort, „daß Sie mein Landsmann seien. Noch habe ich nicht das Vergnügen, zu wissen, wen ich als Mariens Vater und Wohlthäter zu verehren habe."

„Wie? Sie wissen meinen Namen nicht?" frug erstaunt der Baron. „Sie wissen nicht, daß Marie die Nichte des Barons von Neuberg ist?"

„Von Neuberg?" rief Otto erschreckt aus. „Marie ist die Nichte des Barons von Neuberg? Nein, das wußte ich nicht, das hatte ich nicht geahnt!"

Marie erschrack heftig, als sie diesen Ausruf vernahm. Was lag hier vor? Welch eine geheime Beziehung machte den Namen ihres Wohlthäters zur Ursache des Schreckens für den Geliebten? Wo waren sie sich begegnet, da sie sich doch nicht zu kennen schienen? Eine unerklärliche Angst schnürte ihr die Brust zusammen und trieb sie doch auch wieder an, versöhnend einzuschreiten. Standen sich die Beiden feindlich gegenüber, so konnte sie allein vermitteln, das fühlte sie.

Sie trat also auf den Baron zu, faßte seine

Hand und sagte, indem sie ihm bittend in das Auge blickte: „Er war es, der damals, als das herannahende Ende meiner Pflegemutter mich gänzlich zu verwaisen drohte, mit edler Selbstverläugnung freiwillig mir, der Verlassenen, seinen Schutz und seine Liebe antrug. An dem Todestage der Dahingeschiedenen gelobte ich, schon dafür, daß er ihr einen ruhigen Tod bereitet hatte, ihm dankbar zu sein mein Leben lang."

„Und wer gibt Dir die Gewißheit, daß es von Anfang an seine freie Absicht war, dies Versprechen von Dir zu fordern?" erwiederte der Baron. „Sah er sich nicht vielleicht nur durch die ängstliche Sorge Deiner sterbenden Pflegerin dazu bewogen, Dir Schutz zu bieten?"

„Wer mir die Gewißheit gibt?" frug Marie, und ihre Augen glänzten vom Feuer der Ueberzeugung. „Mein Herz gibt und gab sie mir, denn das vernahm mehr von ihm und verstand ihn besser, als seine Worte versprachen!"

„Und Du glaubst, daß Du dem Gedächtniß Deiner Pflegerin mehr schuldig bist, als der Liebe, die ich Dir zugewendet habe?" frug in vorwurfsvoll bitterem Tone der Baron.

„Ich verstehe sie nicht, mein Vater, erwiederte

schmerzlich erstaunt Marie; „fühlen Sie es denn nicht mit, daß ich meinem Gelöbniß Treue schulde und mein eignes Herz nicht betrügen kann? Aber ohne dies bleibt auch das Wort, welches ich an der Bahre meiner Pflegerin gegeben, ein heiliges Versprechen. Sie zürnen dem Gedächtniß der Verstorbenen," fuhr sie in mild vorwurfsvollem Tone fort, „weil ich mich freventlich ihren Nachforschungen entzogen hatte. Sie werden sagen, durch ein Verbrechen habe sie sich in die Liebe eingeschlichen, die ich ihr weihe; aber war ihr Gefühl für mich nicht dennoch wahre und eben, weil sie ungerechtfertigt war, um so innigere Liebe? Rücksicht auf menschliche Verhältnisse hielten die ferne von mir, die von der Natur dazu bestimmt waren, mich an ihrem Herzen zu halten; war dies weniger unrecht?"

„Nicht dies bestimmt mich, Deine Neigung nicht zugleich zu billigen," entgegnete der Baron. „Eine tiefe Kluft trennt uns von der Familie des jungen Mannes, dem Du Deine Liebe zugewendet hast, und das Mißtrauen, welches Dich bei mir in Erstaunen setzt, hat seinen Ursprung darin, daß wir schon einmal getäuscht wurden, und daß das Mädchen, von der ich sagte, sie habe Richard's argloses Herz bethört, die Schwester Deines Geliebten ist."

Als Otto diese Worte hörte, konnte er nicht länger schweigen und indem er dem Baron fest ins Auge blickte, sagte er mit großer Bestimmtheit: „Wie ist es möglich, daß ein Mann, dessen edle Handlungsweise Mariens Wort mir verbürgt, sich solch ungerechter Rede schuldig machen kann? Mit welchem Rechte, Herr Baron, behaupten Sie, daß meine Schwester Ihren Sohn bethört habe? Wollen Sie etwa alle Schuld jenes unangenehmen Zerwürfnisses auf uns schieben, ohne zu bedenken, daß Ihr schroffes Entgegentreten eine Wendung hervorrief, der gerade Sie sehr gut hätten vorbeugen können? Meine Schwester war jung, voll Leben und empfänglich, möglich, daß es ihr schmeichelte, den jungen Baron von Neuberg unter ihren Bewerbern zu sehen; deshalb war es nicht ihre Schuld, wenn dieser sich um sie bewarb."

Marie gerieth in Sorge und Angst, als sie Otto so entschlossen reden hörte. Sie ging zu ihrem Vater und hing sich schmeichelnd an dessen Arm, während sie zugleich den Geliebten bat, sich zu mäßigen.

Aber der Baron sagte zu ihr: „Laß ihn reden, mein Kind, und Du selbst sollst es mit anhören, wohin die Ueberstürzung dieser neuen Menschheitbe-

glücker führt. Warte nur einige Augenblicke, und Du wirst an der Kühnheit des Bruders die Selbständigkeit der Schwester ermessen können."

„Erwarten Sie nicht, Herr Baron," entgegnete Otto ruhig, „daß ich Ihnen hier das Schauspiel wiederholen werde, welches ihnen mein Vater in seiner Uebereilung gab; aber glauben Sie auch nicht, daß Ihr geringschätzender Ton mich abhalten wird, die Wahrheit laut zu vertheidigen. Sie sind Mariens Schützer und dieser Umstand allein läßt es mir um Alles in der Welt wünschenswerth erscheinen, Ihnen näher zu kommen und mich mit Ihnen zu verständigen. Sie reden von den Fehlern meines Vaters; haben Sie jedoch damals den Eindruck abgewartet, den Ihr Einschreiten in unserem Hause hervorrief? Sie warfen neue, ungehörte Meinungen hin, aber die erste, ich gestehe es, nicht vorsichtige Entgegnung ließ Sie jede weitere Verbindung unterbrechen. Glauben Sie, einen Kranken durch Verachtung heilen zu können? Wenn Sie einsahen, daß mein Vater im Irrthum befangen war, weshalb traten Sie ihm so schroff entgegen? Hätten Sie die Meinungen langsam sich durchdringen lassen, Sie wären als heilender Arzt gepriesen worden, während man Ihrem Verfahren nach nichts anders denken konnte, als daß Stolz

die Triebfeder ihres Auftretens sei, und eben dieser Gedanke alle Wirkungen Ihrer Worte wieder vernichten mußte."

„Was Sie da sagen, mag gut gemeint sein," entgegnete der alte Baron, „aber solche Kranke, wie Ihr Vater, sind unheilbar."

„Und wenn ich dies gelten lasse," entgegnete in schönem Eifer Otto, „handelte es sich denn zuerst um meinen Vater, oder um meine Schwester? Mögen Sie mir glauben oder nicht: ich weiß, welch einen tiefen Eindruck Ihr Besuch auf diese gemacht hatte, so tief, daß Sie mit meinem Vater zürnte, dessen Handlungsweise sie vorher stets unbedingt für richtig gehalten hatle."

„Täuschen Sie sich nicht," erwiederte der Baron, „eine Erziehung, wie sie ihre Schwester genossen hatte, wirkt unauslöschlich in ihren Folgen weiter auf das ganze Leben."

„Allerdings," versetzte Otto, „aber die eigentliche Richtung in der Entwickelung des Weibes gibt ihr doch erst die Liebe."

„Wie kann sich da wahre Liebe entwickeln, wo das Selbstgefühl mächtiger ist, als jede andere Em-

pfindung, und wo die Herrschsucht der Frau im Voraus keine Harmonie entstehen läßt?" erwiederte zweifelnd der Baron.

„Ist es möglich," entgegnete Otto, „daß ein Mann wie Sie glauben kann, der Wortstreit über die Vorrechte des Mannes oder der Frau werde in Wirklichkeit über deren Glück entscheiden! Mich dünkt, darin handelt Niemand nach Ansicht, sondern nur nach Anlage, und der Vorwurf allzugroßer Selbständigkeit, den sie meiner Schwester zuwenden, könnte sich leicht in den Verdacht allzugroßer Abhängigkeit bei Richard verwandeln. Wie leicht wäre es Ihnen möglich gewesen, diese beiden Gegensätze auszugleichen, dann hätten sie Glück gestiftet, während Ihr Dazwischentreten das Gegentheil bewirkte. So wenig, wie in dem Augenblicke, als sie ihre Prinzipien zum Erstenmale darlegten, Richard schon das war, wofür Sie ihn ausgeben, eben so wenig war es nöthig, an einer Umänderung meiner Schwester zu zweifeln; ja, ich sage es mit fester Ueberzeugung, Sie handelten eigenmächtig, als Sie ein Band zerrissen, das Sie nicht geknüpft hatten. Für Richard mußte Ihr Einschreiten doppelt schädlich wirken, da Sie durch Ihre väterliche Autorität eine erwachende, gute Neigung gewaltsam in ihm erstickten; und meine Schwester,

die Richard erst von dem Augenblicke an wirklich lieben lernte, wo Sie ihr zeigten, was er hätte werden können, darf Sie darüber anklagen, daß sie von Ihnen getäuscht wurde. Doch ich will nicht weiter reden, Sie nicht noch mehr erbittern; Marie kennt mein Herz und wird es nicht verlangen, daß ich mich unmännlich fügen soll."

Marie hatte mit Begeisterung den Worten des Geliebten zugehört. „O, mein Vater," rief sie jetzt, „wie konnten Sie ihm mißtrauen? Erkennen Sie nicht sein edles, großes Herz? Müssen Sie nicht freudig mein Glück in seine Hände legen?" Aber plötzlich schwieg sie erbleichend in jähem Schreck; denn ein strenger Blick des Barons zeigte ihr, daß sie im Irrthum befangen war, wenn sie ihn von Otto's edlem Sinn überzeugt glaubte. Einen Augenblick schwiegen alle drei und nur ein unterdrücktes Schluchzen verrieth den schweren Kampf in Mariens Brust. Endlich schien sie entschlossen. Langsam trat sie zu dem Baron, indem sie, tiefen Gram in den bleich verstörten Zügen, mit ersterbender Stimme sagte: „Als ich verlassen von aller Welt am Todesbette meiner Pflegemutter kniete und Otto das Versprechen gab, sein Weib zu werden, da verband mich dies Wort mit ihm für's ganze Leben. Nur sein

Tod oder freiwillige Entsagung können mich dieses Schwures entbinden.

Als sie dies gesagt hatte, wendete sie sich zu Otto. „Ich stehe nun vor Dir, wie damals," sagte sie zu ihm, „eben so arm, so verlassen von aller Welt. Willst Du, daß ich Dir angehören, daß ich Dein Weib sein soll, so sprich es aus und ich folge Dir, wenn auch mein Herz über diesen Zwiespalt brechen sollte."

Der Baron, den die energische Sprache Otto's bereits gegen seinen Willen für den jungen Mann eingenommen hatte, war sichtlich betroffen über Marien's Entschluß. Hier fühlte er stärkeren Widerstand als bei Richard und seine Festigkeit begann bereits zu wanken. „Wie, meine Tochter?" sagte er mit weicher Stimme, „Du kannst mich verlassen?"

Marie konnte nicht länger an sich halten. Laut weinend warf sie sich an Otto's Brust.

„So erklären Sie mir wenigstens, was Sie von Marie fern hielt, gerade zu einer Zeit, wo Ihre Gegenwart doppelt unentbehrlich für sie war?" frug nach einer Pause der Baron. „Wo waren Sie an jenem Tage, als ich das Haus Ihres Vaters besuchte? — Wären Sie dabei gewesen, ich bin überzeugt, es wäre vielleicht Alles anders gekommen."

„An diesem Tage," antwortete Otto, indem er auf seine Geliebte einen Blick inniger Zärtlichkeit warf, „weinte ich mit Marie an der Leiche ihrer Pflegemutter und wiederholte ihr das Gelöbniß, ihr Schützer zu sein für das ganze Leben. An eben diesem Tage raubte mir ein furchtbarer Zufall das Bewußtsein und ließ es mich dann erst wiederfinden, als Marie für mich verloren schien."

Der Baron stand bewegt und nachdenkend.

Marie dagegen sprach: „Müssen wir nicht in all' diesen Ereignissen und scheinbaren Zufällen eine wunderbare Fügung anerkennen und wäre es nicht thöricht, ihr zu widerstreben? Noch ist ja Zeit, noch kann Alles zum Guten sich wenden, laßt uns denn darauf bedacht sein, dem Fingerzeig der Vorsehung zu folgen."

Der alte Baron trat hierauf plötzlich zu Otto heran, reichte ihm die Hand und sprach:

„Ich fange an zu fürchten, daß ich zu rasch verurtheilt habe und will darauf denken, meine Uebereilung wieder gut zu machen.

Als er diese Worte gesprochen hatte, flog ihm Marie an den Hals und überhäufte ihn mit Küssen und Schmeichelreden.

In demselben Augenblicke trat Richard in das Zimmer.

Er blieb überrascht stehen. Eine peinliche Verlegenheit bemächtigte sich seiner, als er Otto erkannte. Er wußte nicht, sollte er ihm freundlich entgegentreten, oder sollte er eine gleichgiltige Miene annehmen. Da nun schritt der alte Baron helfend ein.

„Richard," sagte er, „Du siehst, wir haben hier einen werthen Besuch, und ich habe soeben mein Bedauern ausgesprochen, daß es mir erst hier vergönnt wurde, den jungen Herrn Schaller kennen zu lernen. Die ehrenvolle Bestimmtheit seines Charakters hat mich rasch zu seinem Freunde gemacht und ich muß gestehen, daß es mich gefreut haben würde, wenn Du denselben früher mir als Deinen innigsten Freund entgegengeführt hättest."

Richard war äußerst erstaunt über seines Vaters Worte. Da er noch immer keine Ahnung von dem Vorgefallenen haben konnte, so ging er auf Otto zu, reichte ihm freundlich die Hand, schüttelte diese brüderlich, und sagte, wie er sich freue, ihn zu sehen.

„Und ich hoffe, daß diese Freude eine wahre und ungeheuchelte ist," sagte der alte Baron, „denn die Freundschaft eines jungen Mannes, wie ich Herrn Schaller erkannt habe, kann Dich nur ehren, und

darf Dir um keinen Preis gleichgiltig werden. Wohlan," fuhr er fort, „zeige denn, daß Du diese Freundschaft zu schätzen weißt, und Sie, Herr Schaller, erkennen Sie, daß ich gern bereit bin, die Hand zu bieten, wo es ein Unrecht gut zu machen gilt. Mein Sohn Richard, Du hoffest, das Glück Deines Lebens in Mariens Liebe zu finden und Marie war entschlossen, aus Liebe zu mir das Bündniß mit Dir zu schließen, aber eine höhere Fügung hat ihr gerade jetzt, bevor es zu spät war, einen Mann wieder entgegengeführt, der ältere und höhere Rechte an ihre Liebe hat und dem ihr Herz ohnehin den Vorzug geben würde. Ich hoffe, Du bist Mann genug, um Herrn Schaller und Deiner Schwester Glück zu wünschen, zur Erneuerung der bereits am Todesbette ihrer Pflegemutter geschlossenen Verlobung"

Richard sah einen Augenblick verwirrt und erstaunt vor sich nieder, dann blickte er mit betrübter Miene auf Marie hin.

Diese trat auf ihn zu.

„Du hast das Glück Deines Lebens nun einmal in meine Hände gelegt," sprach sie in sanftem Tone zu ihm, so will ich mich denn dieses Amtes entledigen. Laß mir das Vorrecht Deine Zukunft zu gestalten. Ich selbst kann Dir nicht mehr angehören, das ist nicht

die Folge meines Willens, es ist eine höhere Schikkung, aber ich will eine Stellvertreterin für mich wählen und selbst Deiner Erwählten den Brautkranz aufsetzen. Aus meiner Hand sollst Du die Braut empfangen, die Dich durch ihre ungetheilte Liebe glücklicher wird machen können, als ich es durch das Opfer meiner Erinnerung gekonnt hätte."

Richard war ergriffen und gerührt. Er sprach nichts, aber er drückte Mariens Hand und warf sich dann seinem Vater schluchzend an die Brust.

Dieser selbst, durch den ganzen Auftritt heftig erschüttert, bat Otto, sie auf einige Stunden zu verlassen, da auch Marie der Erholung bedürfe.

Otto billigte dies vollkommen und ging mit dem Versprechen, in kurzer Zeit wieder zu kommen.

Marie begab sich auf ihr Zimmer und Vater und Sohn blieben allein. Der alte Baron klärte nun Richard über Mariens früheres Verhältniß zu Otto vollständig auf. Richard war dadurch beruhigt, und da die lebhafte Erinnerung an Aurora ihn ohnehin gedemüthigt hatte, so sah er in diesem Verluste eine wohlverdiente Mahnung und Strafe.

Achtes Kapitel.

Als Otto nach einigen Stunden wiederkam, brachte er höchst wichtige politische Neuigkeiten. Es blieb nicht allein kein Zweifel mehr, daß in Frankreich die Revolution große Fortschritte gemacht hatte, sondern die Bewegung hatte auch bereits in Italien ihr Echo gefunden. Der König von Frankreich, so lauteten die neuesten Berichte, war entflohen, und hatte zu Gunsten seines Enkels, des Grafen von Paris, abgedankt. Umsonst hatte dann die Herzogin von Orleans Schutz für ihre beiden Kinder in der Deputirtenkammer gesucht, auch sie war zur Flucht getrieben worden. Darauf hatte man die Tuillerien eingenommen und den Thron verbrannt. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erschallte es nun allenthalben, und die Einsetzung einer provisorischen Regierung verkündete die Errichtung der demokratischen Republik.

In Mailand war in Folge dieser Nachrichten die Aufregung in erschreckender Weise gestiegen und die ganze Lombardei sah sich von innen und außen hart bedrängt. Man fürchtete überall Ausbrüche von Revolutionen, ähnlich der Pariser.

Als Otto diese Neuigkeiten mitgetheilt hatte, ließ der alte Baron seinem Verdruß freien Lauf.

„Wie lange wird es dauern," sagte er, „so befolgen sie in Deutschland das herrliche Beispiel. Und wo anders werden sie zuerst anfangen, als an unserm schönen Rheine."

„Wie ich die Sache ansehe," meinte Otto, „so scheint überall ein wahres Revolutionsfieber in Ausbruch begriffen zu sein. Es herrscht eine allgemeine Mißstimmung in der Politik und die vielfältige Unzufriedenheit will sich nun auf einmal Luft machen. Daß es den Rhein zuerst treffen wird, geht schon ganz natürlich aus seiner Lage hervor, denn dort werden die Nachrichten zuerst verbreitet und demnach zuerst zünden."

„Sie haben Recht," versetzte der Baron, „es wird nicht lange dauern, so haben sie auch in Mainz die Fahne des Aufruhrs aufgepflanzt und die Festungsverhältnisse werden dort die Sache sehr schlimm gestalten."

„Eben diese Besorgniß verfolgt mich schon seit mehren Stunden," erwiederte Otto, „und wenn ich es recht bedenke, so ist jeder Augenblick, den ich zögere, dorthin zu eilen, ein unverantwortliches Unrecht an der Pflicht gegen meine Eltern."

„Auch mich beunruhigt die Sorge um meine Mutter," entgegnete der Baron. „In Italien wird ohnehin unter solchen Umständen unseres Bleibens nicht sein, und es ist besser, man steht gerüstet an dem Ort, wo man hingehört. Aber eine Bedingung möchte ich Ihnen stellen," fuhr er fort, „wer kann wissen, wie sich die Sachen jetzt gestalten werden! Lassen Sie uns denn bedacht sein, mäßig zu verfahren und das Nächste nicht außer Augen zu lassen. Die Kluft zwischen Ihrem Vater und mir würde durch eine plötzliche Erklärung unsrer veränderten Beziehungen gerade jetzt nur vergrößert werden können. Er würde vielleicht in meinem Entschlusse eine Folge der Furcht vor der Zeitbewegung sehen und neue Mißverständnisse könnten daraus entstehen. Da gilt es denn, dieser Ansicht zuvorzukommen. Hören Sie meinen Plan. Ich reise mit Marie wenige Tage vor Ihnen ab und Marie soll dann, ohne ihren jetzigen Namen zu nennen, als das arme Mädchen von ehemals Ihr elterliches Haus betreten, Ihre Mutter gewinnen und uns den Weg bahnen."

„Damit ist denn zugleich eine neue Prüfung für meine Eltern verbunden," entgegnete lächelnd Otto, „aber thun Sie es immerhin. Marie wird sich gewiß den Weg in die Arme der Eltern bahnen

und meine Mutter wird sie freudig als die Braut ihres Sohnes begrüßen."

Marie fand den Plan des Barons ebenfalls ganz vortrefflich. Sie verband damit noch eine neue Absicht, die sie später Otto mittheilte, als sie mit ihm allein war.

Sie hoffte nämlich Luisens Neigung zu Richard zu erforschen und dies Verhältniß wo möglich wiederherzustellen. Sie erkundigte sich daher genau nach Luisens Charakter, und Otto versprach, um ein vollständiges Bild vom Wesen seiner Schwester zu geben, ihr einen Brief mitzutheilen, den er erst kürzlich von seiner Schwester erhalten hatte.

Kurze Zeit darauf brachte er ihr die nachfolgenden Zeilen:

Luise schrieb: „Ich habe es oft nicht glauben wollen, wenn man erzählte, daß Menschen in einer Nacht plötzlich um viele Jahre älter geworden seien, aber wir glauben eben nur das, wozu wir einen Vergleich in uns finden. Nun habe ich es gelernt, daß es Erfahrungen gibt, die uns rasch über einen längeren Zeitraum hinwegsetzen, und wenn auch nicht in einer Nacht, so doch in wenig Wochen um viele Jahre älter machen können. Wie thöricht war ich, zu glauben, es sei eine Beeinträchtigung

der Frauen, wenn man sie vom öffentlichen Leben ausschließt! Hat doch die Natur der Frau das schöne Amt gegeben, in diesem Kampf und ungelösten Streit der allgemeinen fortschreitenden Bewegung durch die Fessel der Liebe den Mann an den schwindenden Augenblick zu ketten und ihm mit den sanften Freuden der Häuslichkeit die Gegenwart zu schmücken, wenn sein Blick in rastlosem Suchen in die Weite schweift. Die Welt ist so schön und das Leben bietet so viel bunte und duftende Blüthen, darum sollen wir nicht vorüber gehen, ohne das Schöne erschaut und erfaßt zu haben, und die Blüthen nicht zertreten, ohne das Herz an ihnen zu laben! Wie freue ich mich auf Deine Zurückkunft, mein Bruder, und wie innig werden wir uns an einander anschließen, wenn Du erst wieder hier bist. Ich habe so oft das Bedürfniß, mich Jemand recht vollständig mitzutheilen; meine Freundinnen verstehen mich in vielen Dingen nicht und von den Eltern trennt mich oft wieder die Verschiedenheit des Alters zu sehr. Früher verstand ich es nie so gut, wie unentbehrlich Du mir bist, und ich würde mich recht unglücklich und einsam fühlen sollte unsre Trennung noch länger dauern. . —

Als betrübende Neuigkeit theile ich Dir mit,

daß der Großvater sich leider in einem recht bedenklichen Gesundheitszustande befindet. Simon Goldheim, von dem ich Dir zuletzt schrieb, daß er längere Zeit gefährlich krank darniederlag, ist nun so weit wieder hergestellt, daß er des Vaters Haus verlassen darf. Wie ich höre, soll jedoch sein ganzes Wesen gestört sein und während seiner Krankheit hat man mehrmals für seinen Verstand gefürchtet. Sein Vater hat ihm, in der Besorgniß um das Leben des Sohnes, jeden früheren Wunsch bewilligt, ihm freigestellt, ja sogar ihn zu überreden gesucht, sich zur Ausbildung in der Musik nach Paris zu begeben; aber der arme Simon hat für nichts Höheres mehr Sinn. Er scheint abgestumpft gegen Alles, was ihn sonst begeisterte. Ach Otto! dieser Fleck in meinem Leben wird sich nie austilgen lassen. Wüßte ich ein Mittel, mein Unrecht gegen Goldheim gut zu machen, und kostete es, was es wolle, ich würde es ergreifen. Da jedoch jede Verbindung zwischen ihm und unsrem Hause unterbrochen ist, und ein auffallender Schritt von meiner Seite, wie die Umstände jetzt liegen, die Sache eher verschlimmern als verbessern würde, so kann ich nichts thun, als darauf hoffen, daß die Zeit Alles ausgleichen und heilen wird. Dieses traurige Erlebniß hat schnell in mir gereift,

was doch über kurz oder lang gekommen wäre. Ich bin mißtrauisch geworden gegen mich selbst und ängstlich in Bezug auf jedes Gefühl und jeden Wunsch, die sich in mir regen. Da habe ich mir denn fest vorgenommen, Dir in Zukunft nichts zu verheimlichen, was mich bewegt oder beunruhigt. Dein Rath soll mich leiten und ich werde in Allem mich ihm unterwerfen. Man sieht in der letzten Zeit mit gespannter Erwartung auf die politischen Ereignisse in Frankreich, und der Vater hat schon mehrmals den Wunsch ausgesprochen, daß Du bald zurückkehren möchtest, um in der Nähe zu sein, wenn es unsern Nachbarn von jenseits des Rheines einfallen sollte, uns zu beunruhigen.

Bald hätte ich vergessen Dir anzuzeigen, daß Vetter Jan sich mit Rosalie Kamp verlobt hat. Die einzige Schwierigkeit ist die, daß Rosalie durchaus nicht mit ihm nach Holland ziehen will. Der gute Vetter ist dadurch doppelt in Verlegenheit, denn erstens muß er sich in seiner Nationalehre verletzt fühlen, und zweitens weiß er nicht, wie er es anfangen soll, um dem Wunsche seiner Braut nachzukommen. Die Mutter kann dir diesmal nicht schreiben, sie läßt Dich wie immer bitten, Deine Gesund-

heit zu schonen, und recht bald etwas von Dir hören zu lassen."

Marie las diesen Brief mehrmals durch und nachdem sie sich über einzelne Persönlichkeiten und Beziehungen, die ihr fremd waren und namentlich über die Andeutungen in Bezug auf Simon Goldheim befragt hatte, sagte sie zu Otto:

„Wenn mich nicht alles trügt, so ist gerade Luise das Wesen, um Richard glücklich zu machen. Er selbst wird an ihrem festen Charakter vollständig sein Wesen entwickeln und befestigen, während sie dagegen durch seine Einwirkung einen Theil ihrer früheren Selbständigkeit ablegen und nicht mehr in den Fall kommen wird, die Schranken der Weiblichkeit zu überschreiten, denn dazu besitzt Richard doch zu viel Charakterstärke. Aber sie müßte vorerst ein ganz neues Feld der Thätigkeit, einen ganzen neuen Wirkungskreis als seine Frau finden, wobei sie gezwungen wäre, sich mit und durch ihn hinein zu leben, und wo sie ganz allein auf seinen Rath und Beistand angewiesen wäre. Alles dies wird sich vortrefflich machen, wenn sie aus der dortigen Gegend fortkommen. So sehr ich es bedauern werde, denn ich fühle es, Luise wird mir eine liebe Freundin und Schwester werden, so werde ich es doch mit Richard's

Vater besprechen, daß Beide wenigstens für die erste Zeit nach ihrer Verheiratung auf Schloß Locznitz schalten und walten. Daß diese Verbindung zu Stande kommt, dafür stehe ich ein."

Während die beiden Liebenden dies mit einander besprachen, besorgte der alte Baron die nöthigen Papiere und Anordnungen zur schleunigen Abreise. Richard war inzwischen verstimmt und niedergeschlagen in das nah gelegene Kaffeehaus gegangen, um etwas Näheres über die wichtigen politischen Neuigkeiten zu erfahren.

Er war kaum eingetreten und hatte eben eine Zeitung zur Hand genommen, als der Conte Feraldo sich ihm näherte, um ein Gespräch anzuknüpfen.

Aurora war nämlich durch Richard's auffallende Verlegenheit bei ihrem Anblick im Verlangen, ihm näher zu kommen, nur noch bestärkt worden. Sie konnte sich nicht denken, daß ihre Anschläge gänzlich mißlingen sollten und das Benehnem des jungen Barons machte das Abenteuer für sie nur noch piquanter.

Sie hatte dem Conte darum aufgetragen, den ganzen Vorfall mit Stillschweigen zu umgehen und um jeden Preis das gute Einvernehmen mit dem jungen Freunde aufrecht zu erhalten.

Der Conte kam also wie gewöhnlich auf Richard zu, um ein unbefangenes Gespräch mit ihm anzuknüpfen.

Richard jedoch hatte, obwohl er den ganzen Plan nicht durchschauen konnte, wohl bemerkt, daß der Conte sowohl mit Aurora bekannt sei, als daß derselbe Marien besondere Aufmerksamkeit zuwendete und er schloß daher, der geschmeidige Italiener habe seine eigene Bekanntschaft jedenfalls nur aus einem von diesen beiden Gründen gesucht. Da es ihn ohnehin endlich kränkte, der Spielball absichtlicher oder unabsichtlicher fremder Zwecke zu sein, so brachte die Anrede des Italieners sein Blut in rasche Wallung und er beachtete denselben gar nicht.

Der Conte wiederholte, was er gesagt hatte, und da Richard abermals that, als ob er nichts gehört habe, ließ jener einige heftige Bemerkungen fallen, die etwas von „deutscher Bär" und „Rohheit" enthielten.

Das war gerade genug, um Richard's Zorn zur Wuth zu steigen.

Er stand auf, warf dem Conte das Zeitungsblatt, welches er in der Hand hielt in das Gesicht und wartete ab, was dieser darauf beginnen werde.

Der Conte schäumte vor Wuth und würde auf

seinen Gegner losgestürzt sein, hätte Richard's ruhige Haltung, der feste, von Zorn sprühende Blick und die muskulöse Gestalt den entnervten Italiener nicht in Schrecken gesetzt. Es blieb ihm indeß nichts anderes übrig, als Richard eine Herausforderung zukommen zu lassen.

Dieser nahm sie auf Pistolen an; zwei Tage darauf am frühen Morgen sollte das Duell stattfinden und jeder der Gegner sich mit seinem Sekundanten an Ort und Stelle einfinden.

Richard eilte nach Hause. Als er dort eintrat, war der alte Baron soeben zurückgekommen. Er hatte bereits alle nöthigen Papiere besorgt und setzte nun, da die beängstigenden Nachrichten von allen Seiten her sich von Stunde zu Stunde häuften, die Abreise für sich und Marie auf den folgenden Morgen fest. Otto und Richard sollten Tag's darauf Rom verlassen und auf einem andern Wege über Wien zurückkehren, um dann einige Tage nach der Ankunft der ersteren einzutreffen. Der Baron beurlaubte sich noch an demselben Tag im Vatikan beim Papste.

Richard athmete auf, als er diese Anstalten treffen sah; er schwieg einstweilen noch gegen Otto von dem Duell und wollte diesen, wenn sein Vater und

Marie unbesorgt abgereist sein würden, bitten, ihm zu sekundiren.

Die Stunde der Abreise kam. Otto und Marie trennten sich schwer, denn obgleich sie wußten, daß sie sich bald für immer angehören sollten, so fiel doch der düstre Schatten der Erinnerung an ihren kaum erst verschmerzten Verlust bei dieser Gelegenheit schwer in ihre Herzen. Wahrt man doch ein wiedergefundenes Gut stets mit größerer Sorge, als ein nie verlorenes! Richard war auffallend bewegt, als er seinem Vater und Marie Lebewohl sagte. Sie schoben dies auf Rechnung seiner wehmüthigen Stimmung in Folge der Auflösung seiner Verlobung mit Marie. Diese tröstete ihn mit der Versicherung, sein Wohl eben so fest im Auge zu behalten, wie das ihrige.

Die beiden jungen Männer begleiteten die Abreisenden noch eine Strecke weit zu Pferd und kehrten darauf zurück; der alte Baron und Marie bestiegen in Civita vecchia ein Dampfboot, das nach Genua abging.

Beim Zurückgehen kündete Richard seinem Freunde Otto an, daß er am andern Morgen ein Duell haben werde, bei welchem er ihn sich zum Sekundanten auserseben habe.

Otto erschrack darüber anfänglich heftig und verlangte eine ausführliche Erzählung des Vorgefallenen und der Ursache des Duells. Dadurch sah sich Richard genöthigt, dem Freunde die ganze Geschichte mit Aurora zu eröffnen und er that dies rückhaltlos und frei.

Otto befand sich nun in der peinlichsten Verlegenheit. Wenn Richard ein Unglück zustieße, von wem anders sollte dessen Vater Rechenschaft fordern als von ihm? Er erbot sich rasch, einen Vergleich zu versuchen, aber Richard gerieth über diesen Vorschlag so sehr in Aufregung, daß er ihn wieder aufgeben mußte und nun rathlos schwieg.

Sie waren am frühen Morgen von Rom weggeritten und kamen erst gegen Mittag wieder zu Hause an. Kaum waren sie eingetreten, als Richard seine Pistolen hervorsuchte, während Otto voll Besorgniß im Zimmer auf und ab schritt. Keine feige Zaghaftigkeit beunruhigte ihn, sondern einzig der Gedanke, daß Marie und ihr Vater ihn an ihrer Stelle wähnten und daß er nun nicht im Stande sei, den Freund von einem Schritte zu entfernen, von dem die Bitten der Schwester und die väterliche Ermahnung ihn gewiß würden abgehalten haben. Er hätte Morgen gern selbst an Richard's Stelle gestanden, um

das tödtende Blei für ihn zu erwarten und mit seinem Blute die Treue seines Wortes zu besiegeln.

Plötzlich öffnete sich die Thüre und eine tief verschleierte Dame trat ein. Richard erkannte sie augenblicklich; es war die Fürstin Makonski.

Mit leiser, bebender Stimme frug sie, ob der Baron Richard von Neuberg ihr einen Augenblick allein Gehör leihen wolle.

Otto vermuthete sogleich, wer die Dame sei und war galant genug, sich in das anstoßende Zimmer zurückzuziehen, obgleich er es nicht ohne einige Besorgniß that. Er fürchtete die verführerische Gewalt der reizenden Italienerin auf des Freundes leicht bewegtes Gemüth, doch hoffte er auf der andern Seite wieder, daß sie gewiß gekommen sei, den Streit mit dem Conte Feraldo gütlich beizulegen und in diesem Falle würde ihre Ueberredungskunst ihm willkommen gewesen sein.

In der That war es der Zweck von Aurora's Besuch, das Duell zu verhindern. Sie wünschte durchaus nicht die Ursache zu einem öffentlichen Skandal zu sein, auch fürchtete sie sich die Rache der reichen und mächtigen Verwandten des Conte Feraldo zuzuziehen, wenn das Duell, und davon war sie im Voraus überzeugt, ungünstig für diesen ausfallen solle.

Sie vertraute für das Gelingen ihres Versöhnungsversuchs bei Richard noch immer auf die Macht ihrer Schönheit.

Als daher Otto das Zimmer kaum verlassen hatte, schlug sie den Schleier zurück und näherte sich Richard, indem sie ihn frug, ob sein Gedächtniß ihr nicht eine kleine Stelle eingeräumt, ob er ganz der Zeit vergessen habe, wo er täglich sich in ihrer Nähe befunden, ihrer Worte gelauscht, ihre Hand in die seinige gepreßt habe.

Richard behielt seine ruhige Haltung und ohne eine Miene zu verziehen, antwortete er: bis jetzt sei dies leider noch nicht geschehen, er hoffe aber in ihrem und seinem Interesse, es möge die Zeit kommen, wo jede Erinnerung an jene Tage aus seinem Gedächtniß getilgt werde.

Aurora verbiß ihre Wuth. Ihre Neigung war wie von einem tödtlichen Schlage getroffen und wechselte mit dem Haß. Sie sah die einzige Waffe, welche ihr zu Gebot stand und mit der sie sich bisher für unüberwindlich hielt, ihren Reiz, wirkungslos abprallen und sogar höhnisch zurückgewiesen. Richard war nicht mehr leidenschaftlich erzürnt gegen sie, wie in Venedig, er war kalt und behandelte sie mit verachtender Gleichgiltigkeit.

Aber sie dachte daran, weshalb sie gekommen war. Anscheinend ruhig trug sie daher im Auftrag des Conte Feraldo einen Vergleich an, den Richard unbedingt zurückwies, indem er sagte, er könne die Aufforderung zu einer Aussöhnung am wenigsten aus dem Munde der Fürstin Makonski annehmen, da er dabei nicht einmal die Gewißheit habe, daß das Ganze nicht ihre eigne Erfindung sei.

Das war für die gefeierte Fürstin zu viel. Glühend vor Scham und Wuth eilte sie hinaus, und gleich darauf rollte ihr Wagen schnell hinweg.

Richard aber entgegnete dem fragend eintretenden Freunde: „Nun ist es mir, als hätte ich Absolution für alle meine Sünden erhalten, denn ich habe sie behandelt, wie ihresgleichen es verdient.“

Otto hatte den größten Theil dessen, was Richard der Fürstin gesagt hatte, hören können; er drückte nun auf's Innigste die Hand des Freundes und versuchte nicht weiter, das Duell zu verhindern.

Am folgenden Morgen fanden sich die beiden Gegner mit ihren Sekundanten zur festgesetzten Stunde an dem bezeichneten Orte ein. Ohne viel zu reden, wurden die Anstalten getroffen, die Entfernung gemessen und die Position genommen.

Richard, der in allen sogenannten ritterlichen

Uebungeu Meister war, zielte mit großer Ruhe, der Conte hingegen trat mit einer gewissen hochmüthigen Gleichgiltigkeit an, die sehr gegen die frostige Blässe seines Gesichts und die wankende Haltung kontrastirte.

Beide Schüsse fielen zu gleicher Zeit. Richard stand unversehrt, der Conte war am Arm verwundet und in Ohnmacht gesunken, seine Genossen beschäftigten sich eifrig um ihn.

Otto zog seinen Freund schnell hinweg, da er weitere Streitigkeiten mit den raschblütigen Italienern vermeiden wollte. Daß der Conte nicht lebensgefährlich verletzt sein konnte, wußte Richard, denn er hatte ihn geschont; er folgte also der Aufforderung Otto's, beide bestiegen ihre Pferde und ritten zur Stadt zurück. Dort hatten sie bereits alles zur Reise vorbereitet. Sie säumten also keinen Augenblick, verließen Rom und nahmen in Ankona ihre Plätze auf dem ersten nach Triest abgehenden Dampfer.

Neuntes Kapitel.

Der alte Baron von Neuberg und Marie hatten ihre Seereise glücklich und wohlbehalten beendigt.

Das Meer war ruhig und klar gewesen und die Inseln, an denen sie vorbeifuhren, strahlten in der vollen Pracht des erwachenden Frühlings.

Der Monte Capana ragte hoch über den sonst öden Strand von Elba empor. Die beiden Inseln Capraja und Gorgone schienen auf der tiefblauen Wasserfläche zu schwimmen, so daß der Baron lebhaft an die Stelle in Dante's „göttlicher Komödie" erinnert wurde:

muovasi la capraia e la gorgona,
e faccian siepe ad arno in su la foce,
si ch'egli annieghi in te ogni persona.

Endlich fuhren sie in den Golf von Genua ein. Hinter der großen, durch ihre terassenförmige Anlage sich prachtvoll in Form eines halben Mondes präsentirende, blühende Stadt, erhob sich das Gebirge, welches anfänglich mit prachtvollen, üppigen Gärten, reizenden Villa's und Klöstern besäet und bis zur Spitze mit Olivenwäldern bedeckt ist. Auf dem Kamme des Berges, gerade über der Stadt, erblickten sie das Kastell, von welchem man einen Anblick genießt, der wohl dem Schönsten was die Erde bietet, an die Seite gestellt werden kann.

Auch Genua war bereits durch die neuesten

politischen Nachrichten in große Bewegung versetzt und dies bewog den Baron, die Rückreise zu beschleunigen.

Ohne Aufenthalt überschritten sie die Alpen, wo noch der tiefste Winter mit all seinen Schrecken hauste und durchkreuzten die Schweiz, bis sie, nach Baden gelangend, bereits den Nachklang der französischen Februarrevolution antrafen und alles in Gährung und Bewegung fanden. Als sie sich endlich dem Ziele näherten und in das hessische Gebiet kamen, empfing sie die Neuigkeit, daß der Großherzog dort seinen Sohn zum Thronfolger angenommen und Heinrich von Gagern an die Spitze des Ministeriums gestellt habe, wodurch die Ruhe vor der Hand gesichert schien. Mainz war die erste Stadt gewesen, welche dem Großherzog eine Deputation geschickt hatte, jetzt war überall Jubel und Lebendigkeit.

Gleich nachdem der Baron von Neuberg mit Marien auf seinem Gute angelangt war, entwarf er den Plan, wie Letztere sich im Schaller'schen Hause einführen solle. Die Kleider, welche sie damals trug, als sie vor nicht ganz einem halben Jahre die Gegend verließ, waren noch in vollkommen gutem Zustande. Wenige Tage nach ihrer Ankunft zog sie dieselben an, ging in Begleitung des Barons nach

dem Ufer des Rheines und ließ sich von da allein nach Schierstein übersetzen. Dort ging sie nach dem Hause, in welchem sie früher mit ihrer Pflegemutter gewohnt hatte.

Die Hauswirthin erkannte sie sogleich wieder und schlug vor Verwunderung die Hände über den Kopf zusammen, als sie die Todtgeblaubte sah. — Dann umarmte und küßte die gute Frau unter einem Schwall von Betheuerungen ihrer Freude das liebliche Mädchen und führte die Vielbeweinte mit Thränen der Freude in den Augen zu ihrem Manne und den Kindern in die Stube.

Dort erzählte sie nun ohne Aufhalten in einem Athem fort, wie Frau Schaller zuerst allein und dann mit ihrem Herrn Sohne hier gewesen sei, wie sie Marie für todt gehalten und beweint hätten, wie der vergangene Winter für die armen Leute so gar nicht hart gewesen sei, und wie es nun überall in den Köpfen zu spucken beginne.

Als sie endlich ausgeredet hatte, bat sie Marien, nun auch ihre Erlebnisse zu erzählen, und vor allen Dingen zu erklären, wie und wohin sie damals von hier gegangen sei.

Marie war auf alle diese Fragen gefaßt. Sie erzählte, daß sie in der Verzweiflung nicht habe in

der Gegend bleiben wollen und deshalb rheinabwärts gewandert sei, wo sie dann bei guten Leuten eine Stelle gefunden habe und nun bei anbrechendem Frühling hieher gekommen sei, um einmal nach dem Grabe ihrer Pflegemutter zu sehen und zugleich nach den Menschen zu fragen, die sich hier früher freundlich ihrer angenommen hatten.

Die gute Frau glaubte ihr jedes Wort, sie weinte vor Freude und beeilte sich Marie den erwünschten Vorschlag zu machen, sie nach Mainz, in das Haus des Kaufmanns Schaller zu führen.

Marie willigte ein, die Wirthin besorgte ihre kleinen häuslichen Geschäfte, nahm noch einige Aufträge für sich und die Nachbarschaft zur Besorgung mit, und Beide schritten mit einander nach Bibrich, wo sie dann das kleine Dampfboot bestiegen, das sie in kurzer Zeit rasch nach Mainz brachte.

Fast wäre Marie unterwegs ungeduldig geworden über das anhaltende Geschwätz ihrer gutmüthigen Begleiterin. Sie dankte dem Himmel als ihre Wirthin endlich einige Bekannte antraf, denen sie viel wichtige Dinge von Marktereignissen zu erzählen hatte, wobei Marie dann ihren Gedanken überlassen blieb. Das Herz klopfte ihr heftig, als sie den Thürmen und Häusern der Stadt immer näher kam, eine

Stunde nach und sie war vielleicht über die wichtigste Frage ihres Lebens außer Zweifel.

So trat sie mit der sie begleitenden Frau in Schaller's Haus ein und mußte beim Ersteigen der breiten Treppe einige Male anhalten, um Athem zu holen.

Sie traten in ein Zimmer und trafen Luise darin allein an. Diese war soeben beschäftigt, die Antwort des Bruders auf ihren letzten Brief zu lesen.

Mariens Begleiterin erklärte ihr in umständlicher Rede die Ursache ihres Kommens, und bezeichnete das junge Mädchen als die entschwunden gewesene und todtgeglaubte Verlobte Otto's, die durch den Zweifel an der Treue ihres Bräutigams dazu gekommen sei, ihr Brot bei fremden Leuten zu suchen. Die gute Frau plauderte sich in eine solche Rührung hinein, daß sie am Schlusse ihrer Rede helle Thränen weinte.

Luise sah Marie einige Augenblicke prüfend an, ging dann freundlich auf sie zu, faßte ihre beiden Hände, küßte sie auf den Mund und sagte, indem sie ihr freundlich in das Auge blickte.

„Sie Aermste! was mögen Sie gelitten haben, da Sie meinen Bruder für ungetreu halten mußten. Aber nun bleiben Sie hier bei uns, denn in kurzer

Zeit wird Otto von seiner Reise zurück sein. Welch frohe glückliche Ueberraschung wird es für ihn sein, Sie hier zu finden. Aber setzen Sie sich," fuhr sie eifrig fort, — „Sie sind gewiß müde; ich werde Ihnen eine kleine Erfrischung besorgen."

Mariens Begleiterin verbat sich alle Umstände und wollte sich entfernen, aber Luise gab es nicht zu, und bat und drängte die gute Frau, wenigstens vorher ein kleines Frühstück zu nehmen. Sie eilte darauf selbst zur Küche, ordnete und bereitete dort schnell das Nöthige und bediente dann ihre Gäste auf die liebenswürdigste und zuvorkommendste Weise.

Die junge Frau, welche Marie hergeleitet hatte, hatte sich während des Essens nach mancherlei zu erkundigen, und eilte gleich darauf, nachdem sie sich für die Bewirthung auf das Schönste bedankt hatte, ihren Geschäften nach in die Stadt.

Die beiden jungen Mädchen blieben allein und Luise befrug nun ebenfalls Marie über ihre seitherigen Erlebnisse. Hier fiel es dieser etwas schwer, ihre erdichtete Geschichte vorzubringen.

Luise sprach dann von ihrem Bruder, erzählte, von seinen Reisen, theilte Marie von seinen Briefen mit, und so waren sie auf ein Thema gekommen, bei dem sie beide das höchste Interesse hatten und

durch welches sie in kurzer Zeit rasch mit einander vertraut wurden.

Sie waren eben noch im besten Gespräche vertieft, bei welchem sie sich gegenseitig an mancherlei übereinstimmenden Ansichten erfreuten, als die Thüre aufging und Frau Therese eintrat.

Luise sprang sogleich auf, eilte ihrer Mutter voller Freude entgegen und stellte ihr Marie als Otto's Braut vor.

Man kann sich denken, wie überrascht Therese war! Die Erinnerung alles dessen, was sie mit ihrem Sohne bei Mariens Entschwinden gelitten hatte, stieg in ihrer Seele auf und bewältigte sie einen Augenblick so sehr, daß sich ihre Augen mit Thränen füllten.

Als sie sich wieder gesammelt hatte und ruhiger geworden war, konnte sie es sich dennoch nicht verbergen, daß ihr Mariens Rückkehr jetzt nicht mehr so erwünscht war, als sie es vor des Sohnes Abreise gewesen wäre.

Sie hatte jedoch Takt und richtiges Gefühl genug, um Marie dies nicht empfinden zu lassen. Auch sie erkundigte sich freundlich nach allem, was sich inzwischen mit Marie zugetragen hatte und

versicherte, daß sie sich freue, sie als ihre Tochter in ihrem Hause aufzunehmen.

Marie war über den herzlichen Empfang von Seiten der Mutter ihres geliebten Otto in innerster Seele ergriffen. Therese bestand sogleich darauf, daß Mariens Sachen, die noch seit ihrem Weggange dort geblieben waren, von Schierstein herübergebracht werden sollten und Luise ließ es nicht anders geschehen, als daß sie ihr Zimmer mit ihrer neuen Freundin theilte.

Die beiden Mädchen eilten dann sogleich zusammen hinweg, um sich einzurichten und Therese schickte nach der Schreibstube ihres Mannes und ließ ihn bitten, auf einige Augenblicke zu ihr zu kommen.

Als Schaller eintrat, theilte ihm Therese etwas verdrießlich die Nachricht von Mariens Ankunft mit, und setzte zum Schluße hinzu: „Wer weiß, ob wir es nun noch ein Glück nennen können, daß sich das Mädchen wiedergefunden hat! So schön und liebenswürdig sie mir auch erscheint und so sehr sie auf den ersten Blick für sich einnimmt, so ist es doch immer eine eigenthümliche zweifelhafte Partie, und wer weiß, ob Otto durch die Reise und die vielen Veränderungen nicht längst auf andere Gedanken gekommen sein mag."

„Wenn das Mädchen gut und brav ist," entgegnete Schaller, „so wird Otto sie nicht so schnell vergessen haben, dafür kenne ich ihn, und ich gestehe Dir aufrichtig, daß ich alle Vorliebe für die wohlerzogenen Töchter unsrer gebildeten Stände verloren habe, seitdem Luise mir den unangenehmen Streich mit Goldheim gespielt hat. Lieber ein einfaches, schlichtes Mädchen vom Lande, die nicht mehr sein will als die Frau ihres Mannes, zur Schwiegertochter, als eine unsrer naseweisen, überklugen Stadtdämchen."

„Aber als was sollen wir das Mädchen einstweilen nur ausgeben?" frug Therese, immer noch verdrießlich und zweifelnd.

„Nun einen Namen wird sie doch wohl haben? Den führt sie, bis ihr Otto einen andern gibt," versetzte Schaller. „Jetzt ist auch der Augenblick, um nach Namen und Herkommen zu fragen! Ein Mädchen aus dem Volke wird bald mehr gelten, als alle hochgebornen Fräulein von einigen hundert Ahnen. Unter den gegenwärtigen Umständen steht zu erwarten, daß in kurzer Zeit jeder eingebildete Standesunterschied verschwunden sein wird und die Tochter des Proletariers lachend auf die Erbin eines alten Stammbaums hinblicken kann. Haben

wir das Mädchen kennen gelernt und das in ihr gefunden, was Otto zu seinem Glücke bedarf, so ist sie seine Braut und wird behandelt wie es der Braut unsres Sohnes gebührt."

Therese beruhigte sich nach und nach über ihre Bedenken, und als die beiden Mädchen wieder in das Zimmer traten, war sie viel freundlicher und herzlicher gegen Marie, als zuvor.

Der alte Schaller aber schien von dem Mädchen bald ganz bezaubert. Er küßte sie auf die Stirne, nannte sie sein Töchterchen, und als es zu Tische ging, führte er sie zu ihrem Sitze an seiner rechten Seite, wo er dann bemüht war, sie auf's Aufmerksamste zu bedienen.

Abends sollte Luise einer Versammlung beiwohnen, bei welcher die jungen Damen der Stadt über eine der Bürgerwehr demnächst zu überreichende Fahne berathen wollten, aber sie ließ heimlich absagen, um zu Hause bei ihrer neuen Freundin bleiben zu können.

Kaum waren die beiden Mädchen nun allein auf ihrem Zimmer, als Marie es sich angelegen sein ließ, von Luise das Geständniß zu erhalten, wie es um ihr Herz stehe. So erfuhr sie denn gar bald, daß Richard nicht nur noch geliebt wurde, sondern

daß das junge Mädchen in dieser Liebe eine Energie der Empfindung zeigte, die an Eigensinn grenzte. Luise gelobte, daß sie niemals sich verheiraten werde, da ihr Herz unabwendbar dem jungen Baron von Neuberg angehöre.

Anfänglich war Marie in Folge dieser Entdekkung nahe daran gewesen, ihrer Freundin den ganzen Plan, den sie ausführen sollte, zu entdecken, und diese so gleichsam zur Mitwisserin des Komplottes gegen ihre Eltern zu machen, aber die Entschiedenheit, mit welcher Luise ihre letzte Versicherung gab, erschien im Vergleiche zu ihrer früheren Handlungsweise so exzentrisch, daß Marie zurückschreckte und einstweilen noch schwieg. Sie freute sich im Stillen über die guten Aussichten für Richard — aber sie wünschte immer noch, Luise möge etwas weniger entschieden, weniger unbeugsam in der Ausdrucksweise ihrer Entschlüsse auftreten.

Unterdessen ging Schaller im Schlafzimmer auf und ab, rieb sich vergnügt die Hände und sagte: „Siehst Du, das ist eine Wahl nach meinem Sinne! Ein Mädchen ohne Namen und Herkommen, ein Kind des Volkes, aber ein prächtiges, herziges, vortreffliches Mädchen. Otto hat meine Gesinnung und hätte niemals Deine hochtrabenden altadligen

Gelüste getheilt. Wäre er nur schon wieder da, daß die Hochzeit bald stattfinden könnte, denn ich sehne mich darnach, daß wieder einmal etwas Leben und Bewegung in die Familie kommt."

Zehntes Kapitel.

In der Fremde ist der Mensch sich selbst getreuer. Losgelöst von den beengenden Schranken der Verhältnisse und der kleinlichen Rücksichten persönlicher Beziehungen, gibt er sich dort ganz, wie er ist, ohne Rückhalt, offen und vertraulich. Darum schließen sich die schönsten, dauerndsten Bande der Freundschaft in der Fremde, und es ist nicht blos die Erinnerung an die Freuden, die man mit einander genossen, die Entzückungen, die man miteinander durchlebt hat, es ist das Bewußtsein, daß man sich gegenseitig besser kennt, da man Gelegenheit gehabt hat, einen Blick in das innere Wesen zu thun, wie es sich in unbewachten Augenblicken gibt. So gehen in der Heimat oft Menschen Jahre lang an einander vorüber, ohne sich zu kennen, ein günstiger

Augenblick führt sie in der Ferne zusammen und sie bleiben die engsten Freunde für ihr ganzes Leben.

Ähnlich erging es Otto und Richard. Früher hatten sie sich eigentlich wenig beachtet und nun erkannten sie, daß sie sich gegenseitig viel werth werden konnten.

Otto hatte für sein Alter ein sehr gereiftes Wesen und dieser Zug war durch die letzten Erlebnisse noch verstärkt worden. Mit Illusionen war er fast niemals geplagt worden, wo er aber etwas praktisch ersinnen oder ins Werk setzten konnte, da war er recht an seinem Platze. Er liebte es, sich mit Künstlern von ihrer Kunst, mit Gelehrten von ihrer Wissenschaft zu unterhalten, aber er selbst war und blieb Geschäftsmann, und verschmähte es, da selbst etwas Halbes leisten zu wollen, wo er fähig und im Stande war, das Ganze an Anderen zu würdigen, zu fördern und zu bewundern. Hatte er sich auch dem herrschenden Gebrauche unterzogen und an den öffentlichen künstlerischen Bestrebungen in Gesellschaft seiner Freunde Theil genommen, so that er dies mehr des erheiternden Umganges willen. Er haßte eigentlich allen Dilettantismus und war demselben stets fern geblieben. Trotzdem war ihm während seines Aufenthaltes in Berlin und auf seiner Reise in Italien

nichts entgangen, was seinen Geist aufklären und belehren konnte.

Richard, welcher bisher ganz von seinem Vater geleitet wurde, war eben dadurch gewöhnt, einseitig den väterlichen Ansichten zu huldigen und sich um weiteres nicht zu bekümmern. Seine Studien hatte er zwar fleißig verfolgt, übrigens nie einen besonderen Sporn zu eigenem freien Nachdenken dabei empfunden. Sehr vortheilhaft wirkte nun sein Zusammensein mit Otto auf ihn ein, dessen vielseitige Kenntnisse ihn zur Aufmerksamkeit reizten und dessen selbständiges, klares und sicheres Urtheil nicht wie das seines Vaters drohend, sondern anregend auf ihn einwirkte.

In demselben Maße, wie nun seine Zuneigung zu Otto wuchs, kehrte auch die Erinnerung an dessen Schwester Luise bei ihm zurück, und er dachte wieder oft und gern an sie. So kehrte denn auch jener verwegene Schritt, den sie nach seiner Abreise durch den Besuch bei seiner Großmutter gethan hatte, in sein Gedächtniß zurück, aber er erschien ihm nun viel weniger verwerflich als früher, ja er fand sogar etwas Heroisches in dieser freiwilligen Demüthigung und sah zugleich den Beweis einer Neigung in ihr, die ihn stolz machte und mächtig zu ihr zurückzog.

So kamen die beiden Freunde wieder auf deutschem Boden an und befanden sich bald mitten in den Bewegungen der aufgeregten Zeit. Die allgemeine Begeisterung, welche in Wien bei Metternich's Sturz herrschte, riß auch sie mit fort und namentlich ward Richard in merkwürdiger Weise von der Macht der öffentlichen Gährung ergriffen. Unaufhaltsam erfaßte ihn der Strom und zog ihn mit in den Taumel, der sich damals aller enthusiastischen jugendlichen Gemüther bemächtigt hatte. Wie in einem neuen Elemente fühlte er sich von bisher ungekannten Empfindungen durchwogt und erhoben, er stand mit einem Sprunge mitten im brausenden Wirbel der Verhältnisse und das wirre Tosen der Fluth betäubte seine Seele mit dem süßen Rausche der Begeisterung.

Für Otto war der Einfluß nicht so bewältigend. Die Schlagwörter des Tages, die für Richard neu waren und ihm als Orakelsprüche und Offenbarungen eines aufgehenden Gestirnes erscheinen mußten, hatte Otto seit seiner Kindheit zu oft gehört, als daß er in ihnen mehr als einfache Worte vernehmen konnte. Zwar empfand auch er den gewaltigen Eindruck, den die Gesammtbewegung hervorrief, und er begrüßte freudig die ersten Erfolge derselben, aber seine Erwartungen waren weniger überschwenglich

un an die Hoffnung für die neue Erhebung knüpfte sich bei ihm die Besorgniß vor möglicher Ueberstürzung und plötzlicher darauf folgender Ermattung.

Richard war schon in Wien nur mit Mühe davon zurückgehalten worden, seinem Vater zu melden, daß er sich in einem dortigen Freikorps habe anwerben lassen, überall, wo sie auf der Durchreise Aufstand und Bewegung trafen, entstand ein neuer Kampf zwischen dem, in der größten Unruhe vorwärts eilenden Otto und Richard, der jeden Augenblick daran war, Vater und Heimat zu vergessen, um an den Streitigkeiten der politischen Parteien Theil zu nehmen.

Als sie nach Dresden kamen, war auch dort die Umwälzung bereits ohne jedes Blutvergießen vor sich gegangen. In Berlin hatte der entsetzliche blutige Kampf, der vom achtzehnten bis zum Morgen des neunzehnten März dauerte, damit geendet, daß der König, gedrängt durch die Bitten des Volkes und der Geistlichkeit, das Militär endlich zurückzog, das Ministerium entließ, die Errichtung einer Bürgerwehr gestattete und die Schloßwache dieser übergab.

Eine allgemeine Amnestie mit unbedingter Vergebung verkündete darauf allen denen, die wegen politischer, oder durch die Presse verübter Vergehen oder Verbrechen angeklagt oder verurtheilt worden waren, die Freiheit.

So weit gingen die Nachrichten, welche unsre Freunde in Dresden vernahmen. Die letzterwähnte Amnestie gestattete den geächteten Liberalen Rückkehr, und entließ auch die erst vor kurzem verurtheilen polnischen Verschwörer, unter denen Mieroslawski bald darauf sich dem Aufstande in Posen an die Spitze stellte.

Aus Baiern wollte man von der Abdankung des König Ludwig wissen, der noch von den Lola-Ereignissen verstimmt war. —

Alle diese Nachrichten vermehrten nur die Besorgnisse Otto's in Bezug auf die Zustände in Mainz. Zwar erfuhr er auf seine genauen Nachforschungen, es habe bis jetzt dort noch kein Aufstand stattgefunden, doch mußte er befürchten, daß dies jeden Tag geschehen könne, und daß die Lage der Seinigen dann zwischen dem fremden Militär eine sehr unangenehme werden könne. Der Gedanke, daß sein Vater jedenfalls einer der ersten und bekanntesten Führer der dortigen liberalen Partei sein werde, erhöhte seine Besorgniß und es war ihm, als vernehme er die heimlichen Wünsche seiner Mutter, die seiner Rückkehr gewiß sehnlich entgegensah.

Elftes Kapitel.

Der Aufenthalt Mariens im Schaller'schen Hause hatte schon verschiedene Folgen gehabt. Sie war bereits der Liebling aller Bewohner des Hauses geworden und hatte mit Luise ein inniges Freundschaftsverhältniß geknüpft. Beide nannten sich „Du" und Luise vertraute der Freundin ihr ganzes Fühlen und Denken. Sie ward mehr als sonst zu Hause gehalten, und kam deshalb bei ihren Freundinnen fast in den Verdacht, als habe sie ihr Interesse für die politischen Bewegungen gänzlich verloren. Bis dahin war sie eine eifrige Theilnehmerin aller Versammlungen der jungen Bürgerinnen gewesen, und hatte dabei überall eine besonders hervorragende Rolle bekleidet; ja, sie hatte sich im Interesse der jungen Freiheit bereits sehr behaglich darin gefühlt, den Ton anzugeben und unumschränkt in allen öffentlichen Anordnungen zu herrschen. Dabei glaubte sie auf's Strengste darauf bedacht zu sein, daß sich unter ihrer Leitung die Vereine, denen sie angehörte, von allen öffentlichen Bewegungen in direkter Beziehung entfernt hielten. Die Damen sollten nur die Vertheilerinnen der Siegespreise, die Pflegerinnen der Verwundeten und die Belohnerinnen der Tapferkeit sein.

So war ein Theil ihrer, durch die Zusammenkunft mit Richard's Vater gewonnenen, besseren Vorsätze bei dem allgemeinen Rausche der Zeit rasch für sie schon wieder verloren gegangen, und wenn sie auch wohl hin und wieder an ihre bessere Einsicht erinnert wurde, so rechtfertigte sie sich vor sich selbst mit dem Gedanken, daß durch das Scheitern ihrer Verbindung mit Richard ihr Zweck ein andrer geworden sei, dem sie sich in so bewegter Zeit um so weniger entziehen dürfe.

Mariens Gegenwart hatte sie indessen wieder etwas an das Haus gefesselt und sie schloß sich mehr und mehr an die neue Freundin an.

„Es ist sonderbar," sagte sie eines Tages zu ihrer Mutter, „daß ich in Mariens Gesellschaft niemals Langeweile empfinde, während wir andere Mädchen doch oft unter einander auf die abenteuerlichsten und verkehrtesten Ideen gelangen, um nur etwas Leben und Abwechslung in unsre Unterhaltung zu bringen. Marie weiß so gut auf alles einzugehen, ohne allem unbedingt beizustimmen; sie mischt dem Unbedeutendsten, was sie thut oder spricht einen so fesselnden Reiz bei, daß man nicht müde wird, sich mit ihr an die alltäglichsten Beschäftigungen zu gewöhnen. Die unbedeutendste Anordnung verräth bei

ihr Geschmack, und ohne streng zu sein, gibt sie bei allem, was sie anordnet, einen solchen Ernst kund, daß die Dienstleute ihr gegenüber bei Ausübungen der kleinsten Handhabungen einen förmlichen Respekt an den Tag legen."

„Du hast Recht," antwortete Therese, „und es ist mir nur das Eine räthselhaft bei dem lieben Mädchen, wo sie das alles herhaben mag! Bei ihrer Mutter, der Wittwe eines früh verstorbenen Arztes, hat sie doch gewiß nie Gelegenheit gehabt, sich in guten Häusern umzusehen, aber es ist als ob es ihr angeboren wäre, so anmuthig und sicher geht ihr alles von der Hand."

Marie stand inzwischen in fortwährender Verbindung mit dem alten Baron. Schon die herzliche Aufnahme, welche sie gefunden hatte, und mehr noch ihre fortwährenden, einzelnen Mittheilungen überzeugten denselben immer mehr, daß er in der That zu schnell und hart über die Familie Schaller geurtheilt hatte.

Demnach mußte ihm Marie mehr Recht geben, als sie ihm selbst gestand. Luise war noch immer nicht geheilt und Marie sah ein, daß es dennoch schwer halten wurde, zu entscheinden, ob sie geeignet sei, Richard glücklich zu machen oder nicht.

Einen Tag war sie mild und nachgiebig, so daß man nicht aufhören konnte sich über sie zu freuen, aber gleich darauf wurde ihr das Haus wieder zu eng und sie erging sich in den schrankenlosesten Plänen und Schwärmereien. Freilich erhielt sie dazu auch fortwährende Anregung, denn der alte Schaller hatte indessen bereits öffentlich die lebhaftesten Sympathien für die Ereignisse des Tages bewiesen.

Alle Clubbs und Versammlungen hatte er besucht, in freimüthigen Reden seine Gesinnungen kund gegeben, sich bei der Bürgerwehr betheiligt und stets reichliche Summen gezeichnet, wo es galt neue Institutionen durch pekuniäre Mittel zu unterstützen, welches letztere nicht eben selten nöthig wurde. Es war ihm, dem an tausend Bequemlichkeiten gewöhnten Mann, freilich beschwerlich geworden und fiel ihm noch immer hart, wenn er mit der Flinte in der Hand auf dem Schloßplatze exerziren und Nachtwachen thun mußte. Er war in Bezug auf seine geschäftliche Stellung anerkannt einer der solidesten und streng rechtlichsten Männer; es konnte ihm deshalb nicht eben erfreulich sein, in Reihe und Glied neben so manchem Bankerottirer und offenkundig unreellen Menschen zu stehen und sich von demselben dann als Kamerad und Waffengefährte betrachtet und angeredet zu sehen. Au=

ßerdem wußten seine Gesinnungsgenossen alle, daß er reich und freigebig war, und es machte sich daher ganz natürlich daß die meisten Zusammmenkünfte und Berathungen immer in seinem Hause stattfanden, wobei es dann große Gastmahle gab und Frau Therese in Küche und Keller reichlich beschäftigt ward. Allerdings schmeichelte es dem Hausherrn dann auch wieder, die Führer der Bewegung zu bewirthen, sich an ihren langen Reden zu ergötzen und mit einzustimmen, wenn sie unter einander sich Toaste zutranken oder einer des andern Vorzüge glänzend hervorhob und lobend anerkannte.

Außerdem beehrten die Abgesandten und Gesinnungsgenossen aus den umliegenden Städten oft tagelang das gastliche Schaller'sche Haus und gaben ihm dadurch einen ganz besondern Glanz in den Augen aller Freigesinnten.

Zwar schüttelte Frau Therese mitunter den Kopf, wenn es gar zu laut und lebhaft bei ihr herging, aber die Männer des Fortschrittes sprachen auch für die Rechte der Frauen, und ließen es an Beweisen ihrer hohen Achtung und Verehrung für dieselben nicht fehlen.

Dabei war die Aussicht vorhanden, einmal eine

bedeutende Stellung in der Öffentlichkeit einzunehmen, und so verwerflich auch alle Verhältnisse der Höfe im Großen erschienen, so anziehend und verführerisch wäre es doch gewesen, der Mittelpunkt eines Hofes im Kleinen zu sein.

Angenehm war es bei allen diesen Veränderungen, daß das Gut Maienruhe nicht fern von der Stadt lag und so den vielen Besuchern häufig Gelegenheit geboten werden konnte, zu Wagen oder zu Fuß Ausflüge dorthin zu machen. Theresens Vater, obgleich in letzter Zeit sehr kränklich, nahm ebenfalls den lebhaftesten Antheil an allen Bewegungen der Zeit und mußte täglich von den neuesten Ereignissen in Kenntniß gesetzt werden. Zwar nahmen die endlosen Besuche, die Versammlungen, die bürgerlichen Verpflichtungen und die Deputationen in Familienkreisen, den ganzen Tag und den größten Theil der Nacht in Anspruch und die Geschäftsstunden konnten nur sehr flüchtig und unregelmäßig eingehalten werden, aber welches Opfer ist zu groß, wo es das Wohl der Menschheit gilt!

Schaller war viel zu geregelt in seiner Handlungsweise, als daß er sich seinen geschäftlichen Interessen ganz entfremden konnte, dagegen versetzte ihn diese ewige Hast, diese doppelte und dreifache Sorge

in einen fortdauernden Zustand von Aufgeregtheit, der seiner Gesundheit höchst nachtheilig ward. — Vetter Jan stand ihm zwar treulich im Geschäfte zur Seite; aber dieser war ein Holländer und bedurfte sehr lange Zeit, um einen Entschluß zu fassen oder einen Plan zur Ausführung zu bringen.

Da sehnte sich denn Schaller oft mit schwerem Herzen nach der Zurückkunft seines Sohnes Otto, und zählte mit Ungeduld die Tage, bis er ihn nach seinen letzten Briefen erwarten durfte. Endlich kam dieser ersehnte Tag heran.

Am einundzwanzigsten März saßen Marie und Luise des Abends bei einander, und besprachen sich über die nun mit Bestimmtheit angekündigte Rückkehr Otto's, welcher am folgenden Tage erwartet wurde. Luise war lebhaft und aufgeregt, Marie still und innig beseligt.

„Ich weiß eigentlich gar nicht,“ sagte plötzlich Luise, „warum ich mich so sehr freue! Wird mich Otto dann beachten, wenn er zurückkehrt, da er Dich hier findet? Gewiß, ich freue mich recht über Euer Glück, aber es wird mir doch manchmal recht weh thun, wenn ich nun so überall überflüssig bin und meinen Bruder durch die Freundin, und die Freundin durch den Bruder verlieren muß.“

„Wer weiß,“ sagte Marie, durch den betrübten Ton Luisens mitleidig gerührt, „vielleicht bringt diese bewegte Zeit, die ja so viele Freunde aus der Fremde heimführt, auch für Dich einen Ersatz, der Dich Bruder und Freundin gern entbehren lassen kann.“

„Das wäre vergebliche Hoffnung,“ entgegnete Luise. „Wer sollte mir wiederkehren? Wenn Du Richard's Vater kenntest, so würdest Du einsehen, daß an seine Zurückkunft nicht zu denken ist, Du kannst Dir keinen Begriff davon machen, wie dieser Mann uns gegenübertrat. Bevor er nachgibt, geschieht Alles andere.“

„Du schilderst den alten Herrn doch wohl etwas zu hart,“ meinte Marie.

„Keineswegs,“ entgegnete eifrig Luise. „Ich habe niemals so strenge Gesichtszüge wie die seinigen gesehen. Er war der einzige Mann, der mir im Leben Furcht einjagte.“

„Nicht möglich! Der Schreck hat Dir doch keine Ohnmacht zugezogen?“ scherzte Marie.

Luise lachte. „Eine Ohnmacht?“ versetzte sie, „nein, dazu hat er es denn doch nicht gebracht. Ich ohnmächtig? Das ist mir noch nie geschehen und wird wohl auch nie in meinem Leben vorkommen.“

„Nicht zu vorschnell,“ drohte Marie, und wollte weiter reden, als Rosalia Kamp eintrat und sie unterbrach.

Rosalie entschuldigte ihr spätes Kommen mit der wichtigen Nachricht, daß ein heftiger Streit in einem Wirthslokale stattgefunden habe, wobei Bürger und Soldaten heftig an einander gerathen wären. Man hatte sich erzählt, auch Luisens Vater sei dabei betheiligt und Rosalie kam in voller Angst, um darüber Gewisses zu erfragen.

Schaller saß mit seiner Frau im anstoßenden Zimmer und zerstreute Rosaliens Besorgniß sogleich, indem er ihr seine Anwesenheit laut kund that, und sie zu erzählen aufforderte, was sie über den Vorgang gehört habe. Rosalie wußte nicht viel. Das aber wußte sie mit Bestimmtheit, daß Simon Goldheim sich durch seine entschlossene Haltung den Soldaten gegenüber bemerklich gemacht habe. „Ich dachte, Simon Goldheim wäre noch immer unwohl?“ frug Therese ganz erstaunt.

„Er war bereits seit längerer Zeit auf dem Wege der Besserung,“ erwiederte Rosalie, und scheint erst durch die neueren lebhaften Bewegungen vollständig wieder der Alte geworden zu sein. Den ganzen Winter nahm er an nichts Theil, weder an Ver-

gnügungen noch an ernsten Dingen, aber nun, seit der neuen Bewegung ist er mit einem Male überall dabei und nimmt an allen öffentlichen Versammlungen den lebhaftesten Antheil."

„Davon hast Du uns ja kein Wort gesagt," wendete sich hierauf Therese zu ihrem Manne.

„Zu was sollte ich Euch dies sagen?" entgegnete dieser. „Ich hätte mich höchstens dabei ärgern können, denn im Grunde mag der junge Goldheim ein so ehrenwerther, muthiger und kluger Mensch sein als er will, für Dich und Luise bleibt er doch immer nur ein verachteter Jude."

Diese Bemerkung übte auf Luise eine so heftige Wirkung aus, daß sie aufstehen mußte und weinend in das anstoßende Zimmer ging.

Rosalie mußte sich wieder entfernen und Schaller ließ Vetter Jan rufen, daß er sie nach Hause begleite.

Therese schwieg schmollend.

Marie suchte Luise auf und als sie dieselbe in Thränen fand, erinnerte sie sich der Mittheilung, welche ihr Otto in Bezug auf Goldheim's Neigung zu Luise gemacht hatte.

Sie suchte ihre Freundin so gut als möglich zu trösten, obgleich sie dieselbe durchaus nicht frei sprechen

konnte von dem Unrecht, das sie an Simon begangen hatte.

„Ach," sagte Luise, noch immer in Thränen, „diese Schuld wird mich wohl durch mein ganzes Leben begleiten und schon durch sie allein habe ich es verdient, daß ich selbst kein wahres Glück soll kennen lernen. Ein solch edles Gemüth, solch reiches Talent wie Goldheim war, habe ich muthwillig der Gefahr des Untergangs preisgegeben, und trotzdem erhebt er sich wieder und ist auf's Neue bereit für das Wohl der Menschheit in die Schranken zu treten."

Marie achtete Luisens Reue und ließ sie ruhig darin gewähren.

„Wahrlich," fuhr diese mit einem Male fort, und eine Wehmuth kam über sie, wie sie nie zuvor empfunden hatte; „es ist doch recht traurig mit mir geworden! Wie schön war es sonst, wenn wir des Abends zusammenkamen und musizirten! Papa und Mama hörten uns zu, Goldheim leitete das Ganze, und fast jedesmal war auch Richard mit dabei. Alles dies habe ich selbst zerstört. Richard ist fort und Goldheim's hübsche Lieder kann ich gar nicht mehr ansehen, so leid thut es mir, daß ich ihn so gekränkt habe."

„Wenn ich nicht fürchten müßte, Dich zu sehr

zu betrüben, so möchte ich wohl einmal eines seiner Lieder hören," sagte Marie; „komm, singe eins davon, Du gewöhnst Dich dann vielleicht eher daran, wieder ohne Trauer an den jungen Komponisten zu denken, und findest es am Ende weniger grausam von Dir, daß Du durch Deine Härte ihn seiner Kunst erhalten hast, denn in ihr findet er doch gewiß seinen Trost."

Luise ging an das Klavier. „Hier ist ein Lied, es heißt: Im März," sagte sie und begann.

Die Knospen springen auf, der Schnee zerrinnt,
Ein sanftes Wehen folgt den kalten Schauern;
Wo jedes Wesen hoffend ist gesinnt,
Rings neue Luft zu regen sich beginnt,
Kannst du noch trauern:

Die Veilchen sagen: Treu dem alten Bund
Durchbrach der Lenz des Winters eis'ge Mauern;
Nun wird von jedem Leid die Welt gesund,
Wir machen Dir die frohe Botschaft kund,
Und Du willst trauern?

Schon lange, tief in Schnee und Eis versteckt
Des Frühlings erste holde Boten lauern;
So wird Dein Herz von Gram und Weh bedeckt,
Gewiß zum neuen Leben auferweckt.
D'rum laß das Trauern!

Erschließ die Brust der Lüfte mildem Weh'n,
Die Stürme können doch nicht ewig dauern!
Lern' der Natur geheimes Wort versteh'n,
All' überall siehst Du's geschrieben steh'n:
Du sollst nicht trauern!

Bei der letzten Strophe zitterte ihre Stimme und sie kämpfte gegen Thränen an.

„Ach," seufzte sie, indem sie aufstand, „der arme, arme junge Mann! ich werde mein Unrecht an ihm niemals wieder gut machen können!"

Marie konnte es sich nicht länger versagen, ihrer Freundin einige Worte der Hoffnung und Beruhigung zuzuflüstern.

„Tröste Dich," sagte sie zu ihr, „morgen wird alles besser werden und Du wirst dann ruhig sein."

„Morgen?" frug Luise in schmerzlichem Tone. „Für Dich, ja, aber für mich wird gerade morgen ein neuer Tag der Trauer sein. Otto's Rückkehr wird mich wieder an Alles erinnern, 'was vor seiner Abreise vorfiel, er wird gesund wiederkehren und in Dir die Erfüllung seiner Wünsche finden, während ich mich verlassener als je fühlen werde."

„Mir ahnt es anders," entgegnete Marie. „Es ist mir, als müsse auch für Dich der morgige Tag ein rechtes Glück bringen."

„Glück für mich," erwiederte achselzuckend Luise; „wie sollte das zugehen?"

„Wer weiß," sagte Marie dagegen; „hast Du denn gar keine Ahnung, daß etwas besonderes geschehen könne?"

„Mein Bruder wird zurückkehren, das ist das erste, was geschehen kann, entgegnete Luise; „er wird sich mit Dir verbinden, das ist das zweite, und wenn ich vielleicht etwas von ihm erbitten dürfte, so könnte es allenfalls das sein, daß er eine Versöhnung zwischen Simon Goldheim und uns zuwege brächte."

Marie konnte gar nicht begreifen, daß Luise so weit entfernt von dem Gedanken an die wahre Sachlage blieb; für sie allerdings war Alles erklärt, aber sie bedachte nicht, daß der ganze Zusammenhang der Umstände undenkbar und unbegreiflich für jeden Andern sein mußte. Selbst, wenn sie alles frei heraus gesagt hätte, würde es anfänglich schwer geworden sein, an die Wahrheit ihrer Erzählung zu glauben; wie viel weniger konnte bei Luise eine Ahnung davon entstehen!

Es war für diesen Abend unmöglich eine erheiternde Stimmung hervorzurufen. Luise war ergriffen, schwach und weich, wie sonst nie, und dieser neue, ihr noch fremde Seelenzustand kündete eine große

Umänderung bei ihr an. Aber sie sollte noch eine letzte, schwere Prüfung bestehen, um erst vollständig als neues Wesen daraus hervorzugehen.

Zwölftes Kapitel.

Ein heiterer Morgen im Vorfrühlinge wirkt ganz anders, als später, wenn die schönen Tage Regel geworden sind. Sonnenschein im März weckt und belebt nicht nur die ganze umgebende Natur, sondern er fällt auch so recht erwärmend in das menschliche Herz, löst das Eis winterlichen Grames und lockt neue Hoffnungsknospen daraus hervor.

Als Luise am folgenden Morgen erwachte und zum Fenster hinaus in die heitere Welt blickte, konnte sie sich ihrer trüben Stimmung von gestern Abend kaum mehr entsinnen. Sie weckte Marie scherzend und singend auf, indem sie rief: „Heut ist der Tag, an dem er soll vor uns erscheinen, wach auf, wach auf, wach auf!"

Draußen auf der Straße war schon Alles lebhaft. Die Verkäufer riefen ihre Waaren aus, Dienst-

mädchen reinigten Straßen und Treppen, Bäcker und Fleischer gingen von Haus zu Haus; der Tag begann wie ein anderer, nur trug er ein aus Sonnenschein gewobenes heiteres Kleid.

Bald war auch alles im Schaller'schen Hause munter und zum Frühstück versammelt.

Man konnte zwar den zurückkehrenden Otto erst spät am Abend erwarten, aber Therese sah an diesem Tage doch schon vom frühen Morgen an sehr oft zum Fenster hinaus, was sie sonst nie that. — Bald wollte sie sehen, was der vorübergehende Ausrufer zu verkaufen habe, bald war es ihr vorgekommen, als stritten sich die Dienstmädchen auf der Straße, und es war auffallend, wie viele seltsame Begebenheiten sich gerade heute vor dem Hause ereignen konnten. Marie war lange auf ihrem Zimmer geblieben. Sie hatte einen Brief von ihrem Oheim erhalten und beantwortete denselben sogleich. Er gab ihr darin die Stunde an, wenn die jungen Leute eintreffen würden; Otto's Eltern und Luise sollten diese nicht genau wissen. Marie sollte die Ankömmlinge zuerst zu Luise führen und die beiden vereinigten Paare dann zusammen die Eltern überraschen. Die Art, wie sich der alte Baron einzuführen gedachte, behielt er für sich.

Marie wollte übrigens am heutigen Tage, um ihn recht festlich zu begehen, da das Wetter nun gut zu bleiben versprach und der Winter vorüber war, das Grab ihrer Pflegemutter besuchen. Sie hatte zu diesem Zwecke einige schöne Blumenstöcke und Kränze bestellt. Luise begleitete sie und half ihr das Grab schmücken. Die beiden Mädchen blieben zu Mittag in Maienruhe und kehrten dann erst wieder nach Mainz zurück.

An demselben Tage ging der junge Goldheim aus dem Hause seines Vaters, um in der Stadt zu erforschen, was Neues vorgefallen sei. Er traf in einem bekannten Bierhause eine Anzahl Bürger, welche zusammen saßen und die neuesten Ereignisse besprachen. Aus Baden und Würtemberg waren neuere Nachrichten gekommen. Aller Orten hatte es Revolutionen gegeben, Hecker und Struve gingen von Munde zu Munde, und man konnte deutlich erkennen, daß ein Theil der Versammelten es für unverantwortlich hielt, wenn in Mainz alles so ruhig vorübergehen werde. Ein junger Mann machte die Bemerkung, daß der Besitz einer Festung wie Mainz für das Volk eine größere Errungenschaft sei, als alle bisherigen Märzerrungenschaften.

Dabei wurde das Gespräch immer lauter, einige

der Streitenden schlugen dazwischen betheuernd mit der Faust auf den Tisch, und der dicke Wirth war kaum im Stande, den durstigen Bedürfnissen seiner Gäste zu genügen, obgleich er sein Dienstpersonal um einen stämmigen Burschen vermehrt hatte.

Die Mittagsstunde rief endlich einen großen Theil der Versammelten nach Hause. Die Arbeitsstunden konnte man dem allgemeinen Wohl opfern, aber zur Essenszeit durfte Niemand fehlen, schon wegen der Hausfrauen, die sonst möglicher Weise auch eine Revolution angestiftet haben würden.

Simon begab sich ebenfalls nach Hause. Er hatte vorher einigen Bekannten versprochen, gegen Abend wieder mit ihnen zusammen zu kommen.

Die Mainzer Bürger trugen damals, wie es überall Sitte war, größtentheils die deutsche Kokarde.

Die ersten blutigen Auftritte fanden daselbst am zweiundzwanzigsten März angeblich in Folge davon statt, daß ein preußischer Soldat einem Bürger die Kokarde abgerissen haben sollte. Die erste Folge war ein Auflauf, bei welchem die einzelnen, in der Stadt zerstreuten Soldaten, verfolgt von den Bürgern, in ihre Kasernen flüchteten, und der Tumult, der auf den Straßen umherziehenden Volkshaufen mehrere Stunden fortdauerte.

Das Haus, worin die alte Baronin von Neuberg wohnte, lag nicht sehr weit von dem Platze entfernt, der den Mittelpunkt der Zusammenrottungen bildete.

Der Lärm und das Geschrei brachte die alte Dame so sehr in Angst und Schrecken, daß sie rathlos in allen Zimmern umherlief, auf den Pöbel schimpfte, alle Fensterladen schloß und so viel Unfug trieb, daß Polly, der Lieblingshund, laut zu heulen anfing, worauf seine Herrin neuerdings einen solchen Schrecken bekam, daß sie aller Liebe vergaß und das Thier um es zum Stillschweigen zu bringen, in den Hof verwies. Als der Lärm auf der Straße jedoch immer heftiger wurde und der Bediente mit schlotternden Knien haarsträubende Geschichten berichtete, die er im Bewußtsein der volksfeindlichen Gesinnungen seiner Gebieterin sich selbst erdacht hatte, da stieg endlich die Furcht vor dem rohen Volkshaufen in der alten Dame zu solcher Höhe, daß sie sich entschloß, zu fliehen.

Sie befahl zugleich anzuspannen und gedachte auf dem Gute ihres Sohnes, von dessen Zurückkunft sie keine Ahnung hatte, einstweilen Schutz und Rettung zu suchen. Als der Wagen rasch über die Straße fuhr, flog ein Stein durch eines der Fenster

desselben, daß es klirrend zerbrach und die arme alte Baronin darob vor Schrecken halb ohnmächtig wurde.

Glücklich gelangte sie auf dem Gute an. Aber, wer malt ihr Erstaunen, als ihr Sohn, den sie in der Ferne glaubte, den Schlag öffnete und ihr aus dem Wagen half! Wie ein Engel des Himmels erschien er ihr in diesem Augenblicke. Sie vergaß alles, was zwischen ihnen vorgefallen war, ließ sich von ihm ins Haus geleiten und konnte nicht zu Athem kommen, so viel Entsetzliches hatte sie ihm von dem Aufruhr zu berichten.

Der Baron gerieth dabei selbst in Besorgniß um Mariens Schicksal und wollte sich beeilen, da ohnehin die Stunde nahe war, in welcher Otto mit Richard in Mainz eintreffen sollten, dorthin zu reiten. Seine Mutter jedoch beschwor ihn, sie nicht zu verlassen und sich selbst nicht der Gefahr auszusetzen, von dem rohen Volke ergriffen und getödtet zu werden, wobei sie ihm fortwährend vorstellte, was alsdann aus ihr werden sollte. Erst nach langem Hin- und Herreden gelang es ihm, die geängstigte alte Dame einigermaßen zu beruhigen. Unter der Versicherung, die größte Vorsicht zu beobachten, brach er eilig auf, um die Stadt zu erreichen.

Dort war unterdessen der kleine Aufstand schon gedämpft worden. Das Militär, erbittert durch die feindselige Haltung der Einwohner und zur Rache gereizt durch die Verwundung einiger Kameraden, zog nun durch die Straßen und wehe denen, die sich vor den Fenstern oder gar außer den Häusern blicken ließen! Wo man einen Trupp Soldaten herannahen sah, da flüchtete man hinweg und bald war die Stadt wie ausgestorben, während nur einzelne Kommandorufe die Stille unterbrachen.

Simon Goldheim hatte beim Ausbruch des Tumultes bei seinen Freunden in der Wirthsstube gesessen, als ein Arbeiter die Thüre aufriß und das Geschehene verkündete. Alle waren sogleich aufgebrochen und hatten sich nach dem Mittelpunkte des Kampfes begeben.

Als darauf die Soldaten mit den Bürgern handgreiflich wurden, zogen sich diejenigen, welche weder Waffen noch Vertheidigungsmittel hatten, zurück. Auch der junge Goldheim beeilte sich, das Haus seines Vaters zu erreichen. Unterwegs jedoch traf er in der Nähe des Schaller'schen Hauses, plötzlich um eine Ecke biegend, auf einen der fliehenden Soldaten, der den bloßen Säbel in der Hand hielt und nach seiner Kaserne eilte. Der Soldat schien etwas an-

getrunken. Als derselbe nun so gerade auf den jungen Mann losrannte, hieb er blindlings mit dem Säbel nach diesem hin und lief dann ohne Aufenthalt weiter.

Simon war schwer am Kopfe getroffen worden. Das Blut strömte ihm über das Gesicht und er sank, das Bewußtsein verlierend, auf das Straßenpflaster nieder.

Dieser Scene hatte Luise mit Entsetzen vom Fenster aus zugesehen. Sie konnte den jungen Mann nicht erkennen, den sie blutend zusammenbrechen sah. Eilig schickte sie an den Ort hin, ließ den Verwundeten in das Haus bringen und auf ein Bett niederlegen.

Als er hereingetragen wurde, erkannte sie ihn sogleich. Sie sandte rasch nach dem Wundarzte und beeilte sich inzwischen das Blut so gut als möglich selbst zu stillen. Ihre Eltern und Marie standen ihr hilfreich zur Seite. Als der Wundarzt kam, untersuchte er den Zustand des Kranken und fand, daß die Wunde zwar an sich durchaus nicht gefährlich, daß es aber die höchste Zeit gewesen sei, dem Blutverluste Einhalt zu thun, da dieser den Kranken bereits bedeutend geschwächt hatte. Er verband hierauf die

Wunde sorgfältig, befahl Ruhe und entfernte sich darauf wieder.

Simon lag fast regungslos. Schaller hielt es für das Beste, ihn ganz allein zu lassen, damit er ein wenig schlummere und darauf gestärkt wieder erwachen könne. Er forderte daher alle auf, sich zu entfernen und ging mit Therese und Marie hinweg. Luise trennte sich jedoch nicht von dem Kranken. Sie wollte seinen Schlummer bewachen und ihn keinen Augenblick allein lassen. Schweigend nahm sie einen Stuhl und setzte sich an das Kopfende des Bettes, auf welchem der Verwundete lag.

Bis dahin war Simon zwar nicht fortwährend bewußtlos gewesen, aber der Schmerz und das rieselnde Blut hatten ihn verhindert, auf seine Umgebung zu achten. Nachdem er nun verbunden war und eine Weile auf dem weichen Kissen geruht hatte, fühlte er sich besser und sah sich um. Da erblickte er, an seiner Seite sitzend, Luise, welche noch blaß von dem gehabten Schrecken mit Thränen im Auge, halb ängstlich um seine Gesundheit besorgt, halb erwartungsvoll, wie er ihre Sorge aufnehmen werde, nach ihm hinblickte.

Erstaunt sah Simon sie eine Weile zweifelnd an, aber ehe er noch reden konnte, näherte sich ihm

Luise und sagte zu ihm: „Sie scheinen verwundert darüber, daß Sie mich in Ihrer Nähe sehen und ich möchte diesen Zufall, hätte er nicht so gefährliche Folgen haben können, fast für ein Glück halten, da er mir Gelegenheit gibt, Ihnen durch die sorgsamste Pflege einen Theil jener Schuld gegen Sie abzutragen, die ich nie ganz auszutilgen im Stande sein werde."

Ist der Körper geschwächt, so wirken alle Eindrücke wenn auch richtig, so doch weniger stark auf die Seele ein, und wenn der Leidende auch die Freude empfindet, so ist sein Gefühl dafür doch eigentlich nur das einer wohlthätigen Erleichterung.

Simon liebte Luise noch immer so sehr, daß jedes sanfte Wort, von ihr zu ihm gesprochen, wie Balsam auf ihn wirkte. Er sah sie also an und streckte seine Hand aus, um die ihrige dankend zu fassen.

Luise reichte ihm ihre Hand und konnte sich dabei nicht enthalten zu weinen. Einige heiße Thränen fielen auf Simons Finger und er fühlte es.

Luise wollte den Augenblick benutzen, um das ganze Mißverständniß zwischen ihr und dem jungen Goldheim aufzuklären.

„Ich habe Sie durch ein unglückliches Mißver-

ständniß beleidigt,“ fing sie mit bewegter Stimme an, „aber Gott ist mein Zeuge, daß ich sie stets geachtet und geschätzt habe und Ihnen nie so begegnet wäre, als es damals geschah, wenn mein Vater nicht die Entscheidung auf Ihren Antrag in einem Augenblicke von mir gefordert hätte, wo ich vor Verdruß meiner selbst kaum mächtig war. So kam es, daß ich Ihnen rücksichtslos und in einer Weise begegnete, die, glauben sie es meinem Worte, meinem Wesen sonst fremd geblieben wäre. Hätten Sie gewußt, daß der eigentliche Grund, warum ich Ihren Antrag zurückwies, der war, daß mein Herz schon an einen Andern gefesselt war, Sie würden mir vielleicht vergeben haben und unser Freund geblieben sein. — Sagen Sie mir jetzt,“ fuhr sie fort, „daß Sie dies noch thun wollen.“

Simon hielt ihre Hand noch immer fest in der seinigen. Ein Strahl der Freude legte sich jetzt auf seine bleichen Züge, indem er zu ihr sagte:

„Dank Ihnen, daß Sie mir dies Alles gesagt haben. Also nicht darum, weil ich ein verachteter Jude bin, versagten Sie mir Ihre Hand, sondern weil sie einen Andern liebten? O dann wird die Qual, die mich bisher verfolgte, versöhnt; ich kann mein Geschick beklagen, ohne daß ihr Bild durch den

verächtlichen Flecken niedrigen Vorurtheils getrübt wird. Ja, nun kann ich die Hand küssen, die mich schlug, und den Bund ihrer Liebe, wenn auch mit Thränen der Wehmuth, segnen."

„Ich habe ihren Segen nicht verdient," entgegnete mit wehmüthiger Stimme Luise, „darum kommt er zu spät. Der, um dessentwillen ich Sie damals von mir stieß, hat mich verlassen und es ist mir nichts übrig geblieben von jener Zeit, als die Reue über das Unrecht, das ich an Ihnen beging."

„Wie?" frug Simon überrascht, „er, den Sie liebten, hat Sie verlassen? O, dann haben Sie sich getäuscht! Hätte er Sie geliebt, glauben Sie mir, keine Macht würde ihn von Ihnen getrennt haben!"

„Ja, ich fühle es in diesem Augenblicke," entgegnete Luise, tief ergriffen von Simons leidenschaftlichen Worten, „ich folgte thöricht dem falschen Scheine und verkannte die Wahrheit einer echten Liebe. Aber nun sei es gelobt, ich sage mich los von dem unwürdigen Gefühl, das ich bisher noch immer gehegt habe, — ja, wenn es mir gegönnt wäre, die Hand wieder zu ergreifen, die ich einst thöricht von mir stieß, ich wollte sie erfassen und mich daran halten in allen Stürmen des Lebens."

„Luise!" rief Simon und drückte ihre Hand an

sein Herz, „darf ich der schönen Hoffnung wieder Raum geben? Soll diese Wunde, die mich dem Tode in die Arme führen konnte, die Vermittlerin sein zum neuen, schönen, durch Ihre Liebe verklärten Leben?"

„Fragen Sie nicht," entgegnete hierauf Luise, „gern bin ich entschlossen, Ihrem Glücke mein Leben zu weihen und mein Schicksal an das Ihrige zu ketten, wenn sie es verlangen. Freudig will ich Alles aufbieten, um mich durch treue Aufopferung ihres großen und edlen Herzens würdig zu machen."

Als Simon diese Worte vernahm, durchdrang sein Herz das beseligende Gefühl reinster Wonne. Er zog sanft das geliebte Mädchen zu sich nieder; erröthend sank sie an seine Seite auf ihre Knie und umschlang ihn mit beiden Armen. Ihre Lippen berührten die seinigen und mit diesem Kusse erst war es ihr, als sei ihr Unrecht gegen den jungen Mann ganz gesühnt.

Da öffnete sich die Thüre und herein trat Marie in Begleitung von Otto und Richard.

Als Luise Jemand eintreten hörte, erhob sie sich rasch, und da sie ihren Bruder erblickte, wollte sie mit einem freudigen Ausruf ihm in die Arme eilen. Aber wie gelähmt blieb sie mit einem erstickten Ruf des Erstaunens plötzlich bei Richard's Anblick

stehen. Todtenblässe überzog ihr Gesicht, ihr Auge starrte den Eintretenden an, als erblicke sie ein Gespenst, ihre Hand tappte nach einer Stütze und indem sie einen Schritt zurückzuckte, lehnte sie sich an Simon's Lager.

Marie faßte Richard's Hand und sagte, indem sie freundlich und beglückt lächelnd auf Luise zuschritt:

„Du bist erstaunt, und traust Deinen Augen kaum, aber glaube ihnen nur, er ist es, Dein geliebter Freund Richard, der wiederkehrt, um Dir zu sagen, daß er Dich liebt, daß er sein Lebensglück in Deine Hände legen und Dich bitten will, die Seinige zu werden und das Vergangene zu vergeben und zu vergessen."

Eine peinliche Pause entstand auf diese Anrede. Luise starrte Richard noch immer voll Entsetzen und mit lautlos bebenden Lippen an. Richard, Otto und Marie sahen verwundert auf sie hin und Simon erhob sich halb, um Luise ängstlich forschend zu betrachten und jeder ihrer Bewegungen zu folgen.

Plötzlich wendete sich Luise zu dem Verwundeten, legte ihre Arme fest um seinen Hals und rief laut: „Es ist nicht wahr: glaube es ihnen nicht! Sie wollen mich wieder von Dir reißen, ich soll mein Versprechen abermals vergessen; darum zeigen

sie mir den Geliebten und sagen, er sei gekommen, mich zum Weibe zu nehmen. Aber nein! Falsch sind sie Alle, ich will von Niemand wissen, als von Dir, Du nur bist treu!"

Ein leiser Laut des höchsten Entzückens entrang sich beim Anhören dieser Worte aus Simon's Brust. Er ergriff Luisens Hand uud bedeckte sie mit tausend Küssen und Thränen. Dann wendete er sich wie ermüdet um und verbarg sein Gesicht halb in den Kissen.

Otto näherte sich seiner Schwester.

„Was ging hier vor?" frug er sie. „Nach dem, was Marie uns flüchtig mittheilte, hofften wir Dich ausgesöhnt mit Simon hier zu finden, und dachten ihn am besten von der Wahrheit dessen, was Du ihm erklären wolltest, zu überzeugen, wenn Richard sogleich hier Dich wiedersähe. Richard's Vater ist Mariens Oheim, auch er ist hier; sie hat dies Alles nur verschwiegen, um Dich und die Eltern vorher kennen zu lernen, aber nun sind wir Alle gekommen, um das Wiedersehen und damit die glückliche Ausführung zu feiern."

Luise hörte aufmerksam zu; sie fühlte nichts, als daß sie namenlos unglücklich sei.

Als daher Otto geendet hatte, schüttelte sie nur

still den Kopf, brach in ein herzbrechendes, stummes Schluchzen aus, und wendete sich wieder zu Simon.

Aber ein jäher Schreck fuhr ihr durch die Glieder.

Blutspuren drangen überall um des Verwundeten Kopf hervor und denjenigen Theil seines Gesichtes, den sie sehen konnte, fand sie mit leichenähnlicher Bläße bedeckt.

Laut jammernd stürzte sie über ihn her und wandte seinen Kopf um. Da bot sich ein gräßlicher Anblick dar.

Simon hatte sich den Verband von der Wunde gelöst, das Blut war bereits durch das Kissen hindurch gedrungen und strömte ihm noch immer über das Gesicht. Sein Auge war schon matt und fahl, der Athem stockte und ging bereits in Röcheln über.

Marie wurde ohnmächtig bei diesem schrecklichen Schauspiele, und rathlos standen die beiden Freunde dabei.

Luise war außer sich in Verzweiflung.

Sie faßte des Sterbenden Hände, daß sein Blut ihre Kleider befleckte und rief ohne Besinnung jammernd um Hilfe.

Simon sah sie noch einmal an.

Er bewegt seine Lippen, hauchte nur leise die

Worte hervor: „Kann ein Christ mehr thun?“ — und verschied.

Luise sah und hörte nichts als ihn. „Verlaß mich nicht!“ stöhnte sie. „Nimm mich mit, wenn Du sterben willst; so wie Du kann mich Niemand mehr lieben auf der Welt! Ich kann Dich nicht sterben sehen, kann nicht leben ohne Dich!“ — dann brach sie besinnungslos zusammen.

Dreizehntes Kapitel.

Luise lag die ganze Nacht über in heftigem Fieber. Am andern Morgen legte sich dies wieder und sie konnte mit ihrer Umgebung sprechen. Aber welche Veränderung war mit ihr vorgegangen! Still und nachgiebig wie ein Kind, ließ sie alles mit sich geschehen, was ihre Eltern oder Marie für gut hielten. Sie frug nach Otto, und freute sich über sein gesundes Aussehn, als er bei ihr eintrat. Sie ließ sich von Marie alles erzählen, was diese ihr bisher vorenthalten hatte und Marie benutzte diese Gelegenheit, um zu prüfen, was sie in Bezug auf Richard denke.

„Sieh',“ sagte sie zu ihr, „der edle junge Mann, der sich für Euch geopfert hat, ist nun todt, und Deine Aufgabe wird es sein, den Zweck zu erfüllen, den er mit der Hingabe seines Lebens für Dich im Auge hatte. Nicht durch unnützen Jammer und leere Klagen kannst Du sein Andenken ehren, sondern nur dadurch, daß Du in seinem Sinne handelst und sein Opfer nicht nutzlos verschwendest.“

Luise hörte still und aufmerksam zu.

„Gewiß“ sagte sie, als Marie geendigt hatte, „ich werde sein Opfer ehren. Nicht dadurch allein, daß ich Richard's Gattin werde, sondern dadurch, daß ich jeden Augenblick meines Lebens den Gedanken vor Augen halten will, wie kostbar und theuer mein Glück erkauft wurde. Und so will ich es denn nicht leichtsinnig hinnehmen wie ein gewöhnliches Geschenk, sondern ich will es bezahlen, indem ich es hinfort mit dem Glücke meines Gatten auch dem Wohle und dem Glücke andrer Menschen weihe. Noch aber kann ich Richard nicht sehen. Erst muß der Todte bestattet sein und sein Andenken geehrt, dann gehen wir an die Erfüllung seines letzten Willens.

Bald darauf empfing Luise auch den Besuch des alten Barons. Er war an jenem Schreckens-

abends gerade im Augenblick von Simon's Tode in das Schaller'sche Haus gekommen. Die Verwirrung und das Entsetzen über das Vorgefallene gaben ihm die Gelegenheit, sich sogleich in hilfreicher und wohlmeinender Weise zu zeigen, so daß seine späteren Eröffnungen fruchtbar vorbereiteten Boden fanden und er leicht um einen Berg von Hindernissen vorbeikam. Alles war nun bereits im richtigen Einklang. Luise bat ihn um Verzeihung für ihr früheres Benehmen und versicherte ihn, daß sie oft und viel an das gedacht habe, was er damals ausgesprochen.

Man hatte inzwischen Simon's Leiche vom Blute gereinigt und auf ein Bett niedergelegt. Nun entstand die Frage, wie sein Vater von dem traurigen Falle in Kenntniß gesetzt werden sollte. Der Baron wollte dies Amt übernehmen und zugleich wegen der Bestattung mit ihm Rücksprache nehmen. Sie waren nämlich sämmtlich in dem Wunsche einig, daß der edle Todte eine Ruhestätte erhalten müsse, die der Familie als kostbares Gut stets heilig sein solle. In dem schönen Garten auf des Barons Gute war der geeigneteste Ort dazu.

Als der Baron sich schon zum Weggange anschickte, kam Marie und bat ihn, ihr dies Amt zu

überlassen. Luise hatte es so gewünscht, da sie nicht selbst gehen konnte. Der Baron und die übrigen willigten ein und Marie suchte die Wohnung des alten Goldheim auf.

Als sie in das untere Zimmer eintrat, war der Alte gerade in seine Handlungsbücher vertieft. Er glaubte, die schöne, junge Dame wolle ihn in Geschäftsangelegenheiten sprechen und bot ihr daher, nachdem er sie freundlich gegrüßt hatte, einen Stuhl an, indem er frug, mit was er ihr dienen könne.

Marie war von dem Anblick des ehrwürdigen alten Mannes tief erschüttert. Er mußte die Abwesenheit seines Sohnes gar nicht bemerkt haben, sonst würde er ohne Zweifel nicht so unbesorgt ihr entgegengetreten sein. Sie bereute es fast, das schwere Amt übernommen zu haben und mußte sich Gewalt anthun, um Ruhe zu gewinnen. „Ich komme," fing sie mit zitternder Stimme an, „um Ihnen eine Nachricht zu überbringen."

„Eine Nachricht?" frug Goldheim neugierig.

„Und zwar," entgegnete Marie, „von Ihrem Sohne."

„Von meinem Sohn?" frug der Alte nun ganz erstaunt. „Wo ist mein Sohn? ich habe ihn

nicht gesehn seit gestern Abend. Ist er schon ausgegangen?"

„Er befindet sich seit gestern im Hause des Herrn Schaller," erwiederte Marie.

„Im Schaller'schen Hause?" wiederholte Goldheim, und der Ausdruck seines Gesichts zeigte die Spuren des tiefsten Hasses. Mißtrauisch betrachtete er das junge Mädchen eine Weile und begann dann:

„So sind Sie wohl die Tochter des Herrn Schaller, die ich bis jetzt noch nicht die Ehre hatte zu kennen? Vermuthlich wollen Sie mir die Nachricht überbringen, daß mein Sohn nicht mehr zu seinem alten Vater zurükkehren wird, daß er sich ganz von ihm trennen und bei Ihnen bleiben werde. Sagen Sie es nur heraus, ich bin schon seit lange darauf gefaßt."

Marie empfand die traurige Ironie, die sich zufällig in diesen Worten fand. Sie beschloß den Abscheu des unglücklichen Vaters gegen die Familie Schaller wo möglich zu mildern, bevor sie ihm ihre traurige Botschaft mittheilte.

„Sie irren sich," sagte sie, „ich bin nicht Luise Schaller, aber ich komme in ihrem Namen und im Namen ihrer Eltern, um Ihnen eine Nachricht zu

hinterbringen, auf die Sie vielleicht weniger gefaßt sind. Aber ehe ich sie Ihnen mittheile, versichere ich Sie, daß Sie im Irrthum sind, wenn Sie glauben, Luise Schaller habe Ihren Sohn absichtlich gekränkt. Eine Verkettung unglückseliger Zufälle brachte ein Mißverständniß hervor, in Folge dessen sie in einem Anfall von Heftigkeit Worte sprach, deren Sinn ihr Herz gar nicht empfand. Nicht den Juden verschmähte ihr Herz, sondern den ungeliebten, den ihr Vater zwischen sie und ihren Geliebten drängen wollte. Wie viele Irrthümer würden vermieden, wären alle Menschen, ohne Unterschied des Glaubens und der Meinung, einig in der Anerkennung gegenseitigen Werthes. Würden Sie Luisens Reue kennen, gewiß, Sie würden ihr verzeihen wie Ihr edler Sohn ihr verziehen hat."

„Reue?" warf spöttisch lächelnd der alte Goldheim ein. „Was ist Reue? kann sie Geschehenes ungeschehen machen? Mein Gott ist ein eifriger Gott, der Beleidigungen rächt! Will mein Sohn verzeihen, so mag er's thun, weiß ich's doch schon lang, daß er's mit unsern Feinden hält und den Glauben seiner Väter nicht achtet."

„Halten Sie ein!" unterbrach ihn Marie in schöner Entrüstung. „Schmähen Sie nicht auf das edle Herz Ihres Sohnes, weil es Ihren Haß seiner Liebe geopfert hat und wenn es ihm nicht mög-

lich war, Sie durch sein Leben zur Versöhnung zu leiten, so lassen Sie wenigstens seinen Tod nicht an Ihnen verloren sein. Erfahren Sie denn, daß er für die Idee gestorben ist, um derentwillen Sie ihn schmähen."

Ein lauter Schrei des Schreckens aus dem Munde des alten Mannes war die erste Entgegnung auf diese furchtbare Eröffnung.

„Was sagen Sie, Unglücksbotin?" rief er, „mein Sohn wäre todt? Wann ist er gestorben und wo und wie?"

Marie gab ihm einen kurzen entsprechenden Bericht dessen, was vorgefallen war.

„Todt!" ächzte der alte Mann hierauf. Todt, mein Sohn, mein Einziger!" und er warf sich zur Erde und fiel mit dem Gesicht auf den Boden und wiederholte jammernd: „Todt, mein Sohn! o mein Sohn!"

Diese Laute des Schmerzes schnitten tief in Mariens Herz. Mitleidig näherte sie sich dem jammernden Greise und wollte es versuchen, ihm einige Worte des Trostes zuzuflüstern.

Indem sie sich zu ihm niederbeugte, entfiel ihr jener Talisman, der Ring des Dorfnarren, den sie im Busen trug, und kam so plötzlich dem alten Goldheim zu Gesicht.

Kaum war dies geschehen, als er seine Klagen unterbrechend, auf den Ring starrte, ihn mit der Hand ergriff und rasch an sich riß.

„Was ist das?" sagte er, die Ursache seines gegenwärtigen Jammers über die Erinnerung, welche der Anblick weckte, vergessend. „Wie kommt der Ring hieher? Wer gab Ihnen den Ring?"

Marie ahnte etwas vom Zusammenhang und beeilte sich, in der Hoffnung, durch ihre Mittheilung den Haß des Alten zu mildern, ihm in wenig Zügen die Begebenheit zu erzählen, die Richard's Vater in Bezug auf den Ring ihr mitgetheilt hatte.

Mit stierem Blick sog der Jude die Worte von ihren Lippen. Kaum hatte sie geendet, als er sich erhob, mit wildem grauenhaften Blicke in sein weißes Haar griff, es zerraufte und seine Kleider zerriß.

„Alles ist gekommen, wie ich es vorausgesehen!" rief er dann aus. „Zugleich mit der Nachricht vom Tode meines Sohnes wird mir nun der Ring zurückgebracht, dem einst jene falsche Hand, die Gottes Rathschluß hinderte, als Pfand von mir nahm und das erst wieder eingelöst werden mußte mit dem Blute meines eingebornen Sohnes!"

Ein Schauder ergriff Marie, als sie dies vernahm. „Welch ein furchtbarer Wahn erzeugt diese schwarzen Gedanken?" sagte sie. „Ihr Geschick ist schwer und wohl mag es verzeihlich erscheinen, wenn sie die Menschen verklagen, aber Gottes Hand, die doch sichtlich Alles zum Besten geleitet hat, darf

Niemand anklagen. Aus dem unversiegbarsten Haß ließ er eine Liebe entstehen, die eben so stark, eben so unvergänglich war, wie jener. Wenn dieser Fingerzeig nicht auf Sie wirkt, so ist jedes Wunder vergeblich und keine Macht im Himmel und auf Erden vermag Sie zu bekehren. Meine Botschaft ist erfüllt," fuhr sie fort, „nun habe ich noch eine Bitte. Da Sie das Edelste von Ihrem Sohne freiwillig von sich stoßen und das Geschenk seiner Seele in der Härte Ihres Herzens verkennen, so hoffe ich um so mehr auf Gewährung, denn was kann es Ihnen darauf ankommen, uns nun auch seinen Körper zu überlassen. Gestatten Sie, daß seine Leiche von uns an einem Orte beigesetzt werde, der unserer Trauer nahe liegt."

Das junge Mädchen erwartete keinen Widerstand, wie erschrack sie daher, als der Alte mit einem Blick des giftigsten Hasses ihr erwiederte:

„Wollt Ihr ihn noch taufen, da Ihr ihn gemordet habt? Gott sei Dank dafür, daß mein Sohn ein Jude geblieben ist bis zu seinem Tod. Nun ist er doch wieder mein und kein Mensch kann mir ihn streitig machen. Ihr möchtet wohl ein Kreuz auf sein Grab setzen und Messen für seine Seele lesen lassen, aber davor wenigstens werde ich ihn hüten und er wird meine Obhut nicht mehr vereiteln. Habt Ihr mir den Lebenden entrissen, so soll Euch

jetzt auch der Todte nicht geschenkt sein; ich will ihn zurücknehmen, als mein rechtmäßiges Eigenthum. Eure Macht über mich ist zu Ende: ich habe mein eingelöstes Pfand wieder in Händen!"

Marie wollte noch einen Versuch machen, die Gewährung ihrer Bitte zu erreichen, aber da der Alte sie gar nicht zu Worte kommen ließ, so ging sie unverrichteter Sache, voll der seltsamsten Eindrücke, hinweg.

Als sie nach Hause kam und dort erzählte, was sie so eben erlebt hatte, waren Alle auf's Höchste darüber betrübt, daß der Starrsinn des alten Juden die Sättigung seiner Rachsucht ihn selbst noch bis in das Grab seines Sohnes suchen ließ. Sie konnten jedoch dem Beschlusse desselben nichts entgegensetzen und erwarteten daher, daß er die Leiche holen lasse. Es verging jedoch ein großer Theil des Tages, ohne daß etwas derartiges geschah. Endlich entschloß sich Otto noch einmal nach Goldheims Hause zu gehen, um sich nach dessen Anordnungen zu erkundigen.

Schon unterwegs erfuhr er jedoch, daß der alte Goldheim von einem plötzlichen Schlaganfall getödtet worden sei.

Als er in das Haus trat, waren einige entfernte Verwandte, die sich während dessen Lebenszeit nie um den alten Mann bekümmert hatten, bereits

eifrig damit beschäftigt, sich über den Stand seines Vermögens zu unterrichten und die vorhandenen Geschäftsbücher in Beschlag zu nehmen. Otto suchte nun sogleich den Vorsteher der jüdischen Gemeinde auf und da Simon ohnehin schon seit lange halb als Abtrünniger betrachtet wurde, so war die Erlaubniß, ihn bestatten zu dürfen, leicht zu erhalten.

So wurde die Leiche denn nun in der Stille nach dem Gute gebracht und außer den Gliedern der Familie, nur noch der alte Musikmeister, Simon's väterlicher Freund, zur Theilnahme an der Bestattung gebeten.

Während dieser Vorbereitungen waren Marie und Therese fortwährend in Luisens Nähe. Sie hatte sich erholt und saß bleich und still in ihrem Zimmer.

Am Morgen des Begräbnißtages befanden auch Otto, der Baron und Luisens Vater sich bei ihr, während Richard sie bis jetzt noch immer nicht wiedergesehen hatte.

Als der Baron angekündigt hatte, daß sein Gärtner an einem recht schön dazu geeigneten Platze bereits das Grab für Simon gegraben habe, und daß er nun nächstens den Entwurf zu einem Denkmal machen wolle, begann Luise, die bisher schweigend zugehört hatte, mit schüchterner, halblauter Stimme den Baron zu bitten, er möge ihr einen Wunsch gewähren.

Als der Baron, ihr Begehren bewilligend, sie darauf aufforderte, ihren Wunsch auszusprechen, sagte sie mit flehend aufgehobenen Händen: „Noch einmal sehen möchte ich ihn. Zum letzten Male, bevor ihn die Erde bedeckt."

Therese äußerte einige Bedenken, aber der alte Baron bestand darauf, sein Wort zu halten und bezeichnete den Damen die Stunde, wann sie zusammen auf seinem Gute eintreffen sollten. Er selbst begab sich mit den Herren einstweilen sogleich dorthin.

Als er wegging, sagte ihm Luise noch: „Auch Richard mag zugegen sein, wenn wir kommen."

Simon's Leiche wurde unterdessen in einem Saale aufgestellt. Man hatte ihn einfach in Schwarz gekleidet, was zwar eigentlich gegen die Sitte der Israeliten war, aber den Todten viel weniger schrecklich erscheinen ließ.

Zur festgesetzten Stunde hatten sich die Herren im Saale versammelt und blickten trauernd und schweigend auf die bleichen Züge des Verstorbenen.

Da öffnete sich die Thüre zur Seite, und herein traten, in Schwarz gekleidet, Luise, am Arme ihrer Mutter und Marie, einen Korb mit Blumen tragend.

Therese und Marie weinten heftig, als sie eintraten. Luise dagegen war still und wandte keinen Blick von den ruhigen Zügen des Verblichenen ab.

Langsam ging sie auf den Sarg zu, sank schluchzend vor demselben in die Knie und legte eine weiße Rose, die sie in der Hand trug, dem Todten auf die Brust. Marie schmückte unterdessen den Sarg ringsum mit Blumen.

Alles war still umher; die tiefste Rührung hatte die Anwesenden ergriffen und selbst Richard's Vater trocknete einige Thränen, die der ergreifende Anblick ihm entpreßte.

Nachdem Luise eine Weile schweigend gekniet und in Gedanken das Gelöbniß wiederholt hatte, das sie Marien gegeben, stand sie auf, ging auf Richard zu, reichte ihm die Hand und lehnte ihren Kopf an seine Brust. Dann machte sich ihr gepreßtes Herz reichlich Luft und ein Strom heißer Thränen rann ihr über das Gesicht.

Sie war so heftig bewegt, daß ihre Mutter und Marie sie unterstützen mußten, als sie mit ihnen den Saal verließ.

Das Begräbniß nahm sodann ernst und würdig seinen Fortgang. Auf Veranlassung des Musikmeisters, hatte sich nicht nur der Männer-Gesangverein, dessen Mitglied Simon gewesen, eingefunden, sondern es befand sich auch eine kleine Abtheilung guter Musikanten im Garten, welche den Vorgang feierlich begleiteten.

Es war einer jener ersten Frühlingstage, die

das Herz durchhauchen mit der Ahnung von zukünftigem Duft und nahender Blumenpracht. In ruhiger Majestät wallte der herrliche Strom seinen ewigen Weg zwischen den keimenden Feldern und knospenden Gärten, tausendstimmig schallte der Jubel der wieder angelangten Vögel und jede Menschenbrust fühlte den Drang, miteinzustimmen in den Freudenklang des großen Auferstehungsfestes der Natur. Drüben lagen die Dörfer im Glanz der Sonne und jeder Laut drang von dort durch die reine Frühlingsluft hell und freudig in die Ferne.

Die Kunde von dem Tode des jungen Goldheim hatte eine Menge Neugierige herbeigelockt, und da der Baron seinen Leuten die Weisung gegeben hatte, Jedermann ungehindert in den Garten treten zu lassen, so fehlte es nicht an Zuschauern, die dem Begräbniß fast dem Charakter eines öffentlichen Ereignisses gaben. Otto sandte seinem Freunde die erste Schaufel Erde nach, dann folgte Schaller, der Baron und Richard. Hierauf drängten sich eine Anzahl junger Mädchen und Frauen herzu, die eine Menge Kränze und Blumen in das Grab warfen, bis der Gärtner es völlig mit Erde zudeckte. Hierauf fand sich die Familie Schaller und Neuberg wieder zusammen, und es war Allen, als schließe am Grabe Simon's ein wichtiges Lebenskapitel für sie ab. Sie

hatten einen Kampf hinter sich, in welchem Meinungskonsequenzen und schroffe Vorurtheile einander gegenüberstanden, die mit aller Leidenschaftlichkeit geführt, Menschen auf ewig auseinander zu reißen drohten, die für einander bestimmt waren. Glänzend hatte sich an ihnen die Wahrheit bewährt, daß alle Berechnungen des kalten Verstandes nichtig sind gegenüber dem unwiderstehlichen, unfreiwilligen Zuge des Herzens und daß nicht der Mensch durch seinen Willen das Schicksal lenkt, sondern das Schicksal ihn durch seine eigenen Empfindungen dahin leitet, wo eine höhere Weisheit seine Kräfte fordert. Was der überlegende Verstand zu hindern beabsichtigte, hatte er gegen seinen Willen gefördert, und was er sein Ziel genannt, war ganz anderen Fügungen dienstbar gewesen; nur das Herz fand seinen Weg durch alle Hindernisse und dunklen Irrwege des Lebens.

Schluß.

Wenige Wochen darauf fand in Mainz der zweite bedeutende Volksauflauf statt, in Folge dessen die Bürgerwehr aufgelöst und Belagerungszustand erklärt wurde. Es geschah dies im Monat Mai, und

da die Jahreszeit nun das Landleben mit doppeltem Reize ausschmückte, so führte der alte Schaller einen langgehegten Vorsatz aus. Das öffentliche Treiben hatte er nach vielen Täuschungen herzlich satt und er sehnte sich nach Ruhe und gänzlicher Ungebundenheit. Er zog daher mit seiner Frau nach Maienruhe, wodurch er dem alten kränklichen Großvater die Aufsicht über seine ausgedehnten Besitzungen erleichterte.

Nach des alten Barons von Neuberg Wunsche sollte Otto, seiner früheren Neigung zur Landwirthschaft folgend, das schöne Neuberg'sche Gut am Rhein übernehmen, und es entstand dadurch nun eine eigenthümliche Frage. Die alte Baronin nämlich war seit dem Tumulte in Mainz nicht wieder in die Stadt zurückgekehrt, und hatte sich von ihrem Sohne das Versprechen geben lassen, Zeit ihres Lebens mit ihrem Polly und dem alten Diener auf dem Gute verbleiben zu dürfen. Er hatte ihr denn auch in einem abgelegenen Flügel eine gemächliche Wohnung zugewiesen, und es ergab sich für die alte Dame nun die Wahl, entweder ihren sichern Zufluchtsort wieder zu verlassen, oder sich mit den Veränderungen in der Familie einverstanden zu erklären. Sie wählte das letztere, mit dem Vorbehalt, daß sie ungestört bleiben und nur soweit es die Form durchaus nöthig mache, mit der Familie Schaller in Berührung kommen dürfe.

Das Schaller'sche Geschäft erhielt an Vetter Jan einen neuen Herrn und erfüllte somit den schönen Zweck, ein Brautpaar zu vereinigen, das sich vortrefflich dazu eignete, dereinst würdig zu den Spießbürgern der Stadt gerechnet zu werden.

Luise begrüßte den Plan, mit Richard die heimatliche Gegend zu verlassen, mit lebhafter Freude. Marie schmückte die Freundin ihrem Versprechen gemäß mit dem Verlobungskranze und beide Paare wurden an einem Tage verbunden. Der alte Baron begab sich darauf mit seinem Sohne und dessen junger Gattin nach Schloß Locznitz, wo Luise fortfuhr, wie Marie begonnen hatte, wohlthätig auf ihre Umgebung einzuwirken, wobei sie den armen Dorfnarren in ihren besonderen Schutz nahm.

Die Stätte, wo Simon begraben war, wurde unter Mariens Anordnung zu einem Haine umgeschaffen, in dessen schattigen Zweigen jährlich ein Nachtigallenpaar sich einfand. Sein Denkmal aber war bald ein Gegenstand der allgemeinen Verehrung geworden; denn viele glaubten, er sei als ein Opfer der Volkserhebung gefallen.

Glaser, Adolf,

Familie Schaller Roman in zwei Bänden

Bd.: 2

Prag ; Leipzig (1857)